

1972 12



Die Kerze ist
Die Laterne
Die Laterne
Die Laterne
Die Laterne

Die Sprache

Heimat + Mission

WERT und SINN der SPRACHE

Fünftausend verschiedene Sprachen, schätzt man, werden auf der Erde gesprochen, und die Zahl der Mundarten ist ganz und gar nicht überschaubar. Welch eine Fülle menschlicher Verständigung!

Die Sprache ist des Menschen treuester Diener; sie übermitteln seine Wünsche und Befehle, Lob und Tadel, Gedanken und Ideen — oder bewirkt auch das Gegenteil. Das Kind lernt Wort um Wort, begreift bald, welcher Sinn, welche Bedeutung dem zukommen, verbindet schnell gute und böse Verknüpfungen damit und erkennt eines Tages die Macht und Ohnmacht des Wortes.

Eine kaum überschaubare Fülle von Macht besitzt die Sprache. Das geschriebene und gedruckte Wort kann Berge in Bewegung bringen, das gesprochene Wort sie sogar versetzen; denn in seiner unmittelbaren Wirkung kann das gesprochene das geschriebene Wort sogar übertreffen. Doch ist das nur scheinbar ein Werturteil; zwar wird die Eile, mit der das gesprochene Wort sich fortsetzen kann, von dem gedruckten Wort nicht erreicht werden können oder nur dann vielleicht, wenn es sich des Fernsehens als Übermittler bedient. Aber wie so oft, darf auch hier die Eile durchaus mit Skepsis betrachtet werden, benutzt sie doch im Falle des gesprochenen Wortes gern Emotionen, die sich wie Wellenbewegungen ausbreiten.

Doch glücklicherweise darf diese Auswirkung nur als Ausnahme gelten, vergleicht man sie mit dem segensreichen

Gebrauch, den wir alle täglich, stündlich, ja in jeder Minute von der Möglichkeit des Sprechens machen. Wir wären zunächst hilflos, wenn uns allen plötzlich diese wertvolle Gabe der Natur genommen würde, wenn all das, was zu unserem täglichen Leben wie selbstverständlich gehört, ungesagt bleiben müßte.

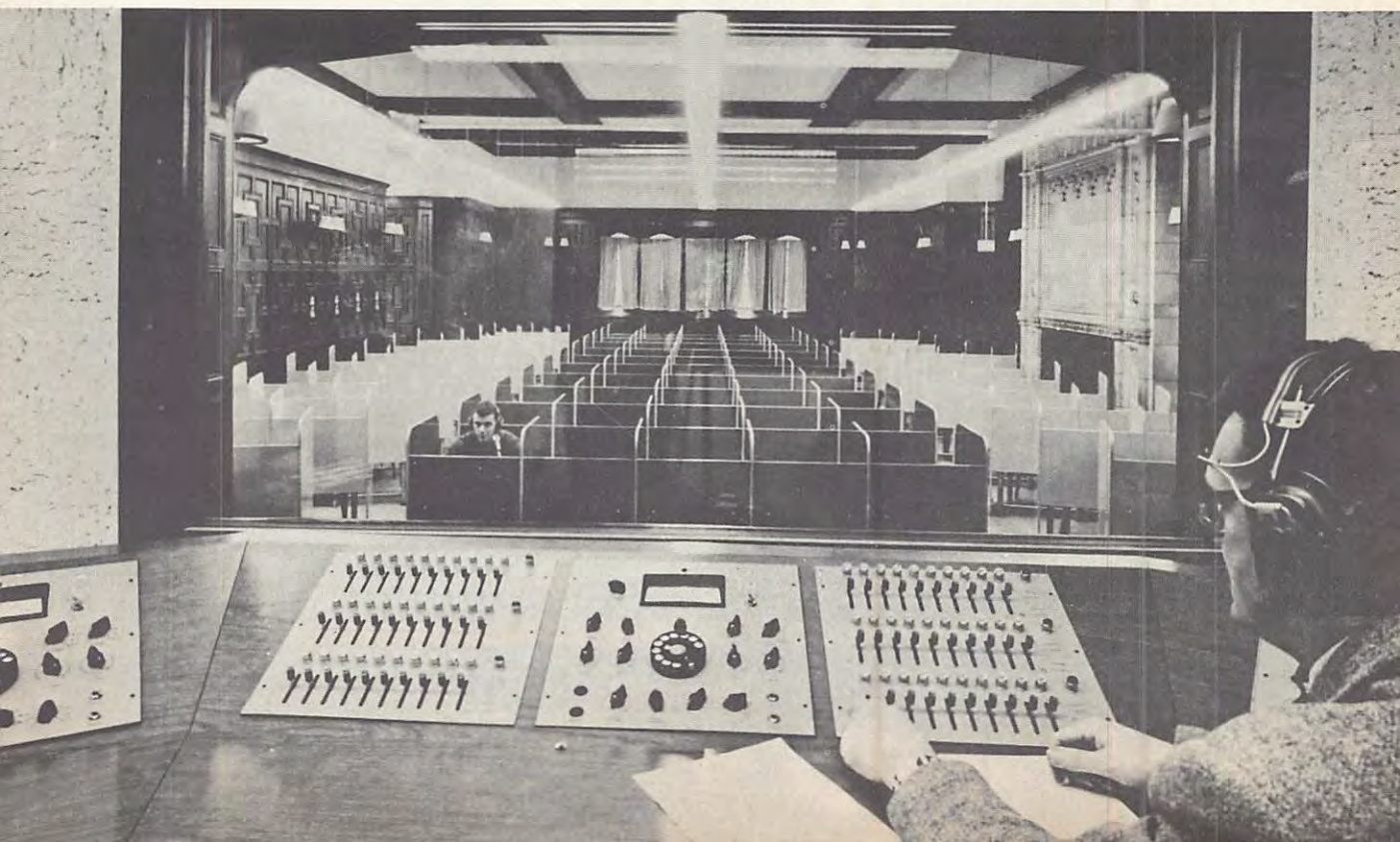
Wir auf dieser Erde sprechen viele Sprachen, und auch wenn man diesen Begriff seines Doppelsinns entkleidet, bleibt noch genügend Anlaß zum Nachdenken. Denn die babylonische Sprachverwirrung, wie sie das Alte Testament schildert, ist für die Menschen jederzeit eine Hypothek. Wer wird bezweifeln wollen, daß es gut ist, mit dem Nachbarn in dessen Sprache sprechen zu können? Wer sich auf Gesten verlassen muß, mag unmißverständlich ein Ja oder Nein bedeuten können, dazwischen aber liegt die weite Skala des Lebens. Fremde Sprachen zu sprechen, bietet zwar noch keine Garantie für eine bessere Welt, aber doch eine große Hilfe, um Mißverständnisse zu vermeiden und Freundschaften zu vertiefen.

In diesem Heft unterrichten wir unsere Leser über Ursprung und Entwicklung der Sprache, über Sprachwissenschaft, Spracheigentümlichkeiten, Sprachlabor, Sprache als Kommunikationsmittel, Sprachverwirrung — Sprachenwunder — Zungenreden — und ein Wort über unsere Muttersprache.

Pierre Hilden

Titelbild: Sprachunterricht im logopädischen Zentrum in Luxemburg

Sprachlabor für 20 Fremdsprachen. Blick von der schalldicht abgeschirmten Steuerkabine des Lehrers in das Sprachlabor (116 Tonkabinen) der Yale-Universität. Das Archiv besteht aus 5000 Tonbändern mit Lektionen in 20 Fremdsprachen; bis zu 60 Lektionen können gleichzeitig abgehört werden





Relief mit Löwenjagd und Inschrift aus der hethitischen Stadt Hattusas. Die rätselhafte Hieroglyphenschrift wurde erst vor wenigen Jahrzehnten entziffert

IN DIESEM HEFT

Wert und Sinn der Sprache. Pierre Hilden	290
Ursprung und Entwicklung der Sprache. ph	291
Aus der Sprachgeschichte Lu- xemburgs. A. W.	294
Geschichtliche Entwicklung der Schriftsprache. J. L.	297
An der Sprache erkannt. L. Koh- nen	300
Sprache und Rede. nw	303
Sprachverwirrung - Sprachen- wunder - Zungenreden. J. Lenz	305
Der praktische Rat des Hausarz- tes. Dr. E. C.	308
Das ehemalige Königreich Kongo und die katholischen Missio- nen. P. Jean Lenz.	310
Mit «59» Jahren als Missionar auf Zeit im Zaïre. P. B. Robben.	313
Clairefontainer Studenten funken auf KW	315
Rätsel	316
Neue Bücher	317

URSPRUNG und ENTWICKLUNG der SPRACHE

BEGINN DER SPRACHFORSCHUNG

Die alten, ausgestorbenen Sprachen kennen wir nur aus den in Stein gehauenen Inschriften vergangener Zeiten. Erst vor etwas mehr als hundert Jahren ist es Wissenschaftlern mühsam gelungen, sie zu verstehen und zu deuten. Die Wissenschaftler sind sich darüber einig, daß die Vorzeitmenschen nicht nur durch ihre geistige Überlegenheit, sondern an erster Stelle durch ihre Sprechbefähigung lebensfähig waren. Ein Gedankenaustausch war besonders für sie eine lebenswichtige Notwendigkeit, um im Kampf gegen die Naturmächte die notwendigen Lebensgüter zu erzeugen. Fragen wir allerdings nach den Anfängen der Sprache, so können wir sie höchstens bis auf 6000 Jahre, bis zu den ältesten ägyptischen Hieroglyphen, zurückverfolgen, während die menschliche Entwicklungsgeschichte eine hundertfach größere Zeitspanne aufweist. Eins scheint sicher zu sein: daß sie früher bunter und vielfältiger gewesen ist als heute. Zwar hat man auch eine Sprache rekonstruiert, von der es keine schriftlichen Überlieferungen gibt: das Indogermanische; aber auch damit kommen wir „nur“ wenige tausend Jahre weiter. Wie der Neandertaler oder gar der prähistorische Java-Mensch sprach, das wissen wir nicht und werden es wohl auch nie erfahren.

SPRACHE DER URMENSCHEN

Früher hat man viel darum gestritten, ob die Urmenschen schon eine Sprache hatten. Darüber kann die Erforschung der Fossilien allein natürlich keine klare Auskunft geben. Es gibt zwar körperliche Voraussetzungen dafür, daß wir sprechen können: Der Kehlkopf muß eine bestimmte Lage haben, die Stimmbänder müssen entwickelt sein, ein weiter Gaumen und knöcherne Ansätze für die Sprechmuskeln müssen vorhanden sein. Aber wer all das hat, braucht noch immer nicht sprechen zu können. Sprechen setzt vor allem auch den Verstand voraus.

Die Worte, die wir Menschen gebrauchen, sind nicht angeboren und deshalb auf der ganzen Welt so verschieden, daß es der Fachwissenschaft bis heute nicht gelungen ist, die menschlichen Sprachen auf eine Ursprache zurückzuführen. Die Sprache ist nicht an Rassen und Völker gebunden. Sie gehört eben zum Menschen. Auch die Sprachen von Naturvölkern sind überraschend reich an Wörtern und an feinen Unterscheidungen. Soweit wir die Entwicklung unserer europäischen Sprachen zurückverfolgen können,

Bildersprache der Jukagiren



Solche Briefe wurden auf Bäumen hinterlassen, um den Stammesgenossen Jagderfahrungen und Erlebnisse mitzuteilen. 1. Drei Jäger verfolgen wilde Rentiere. 2. Zwei Jäger mit Schneeschuhen und Gewehren. 3. Drei konische Zelte, Männer, ein Hund und ein Schlitten, dahinter zwei Tungusenschürzen. 4. Ein Jäger pirscht sich auf allen vieren an einen Baum heran, auf dem zwei Vögel sitzen

stellt sich ebenfalls heraus, daß unsere Vorfahren vor ein paar tausend Jahren keineswegs primitiver gesprochen haben als wir. Sie hatten im Gegenteil eine schwierige Grammatik und viel mehr Möglichkeiten,

feinste Unterschiede unmißverständlich auszudrücken.

Wir müssen uns jedenfalls von der Auffassung freimachen, unsere heutigen Sprachen hätten sich in direkter Linie aus einer Ursprache entfal-

Studium der Fremdsprachen. Das 5. Schuljahr in San Diego (Kalifornien) lernt mit Bildern spanisch sprechen



tet. Manche Sprachforscher nehmen an, unsere menschliche Begriffssprache habe sich allmählich aus der tierischen Lautsprache entwickelt. Maßgebliche Wissenschaftler halten an der Auffassung fest, daß Mensch und Tier in bezug auf die Sprache radikal verschieden sind. Der Mensch hat das innere Vermögen, zu sprechen, das Tier besitzt dieses innere Vermögen nicht. Auf die Frage, woher der Mensch seine Sprache hat, kann die Erfahrungswissenschaft keine klare Antwort geben. Es ergeht uns hier ähnlich wie bei der Frage, wann und wie aus den Primaten schließlich der erste Mensch entstanden ist. Diese beiden Fragen sind untrennbar miteinander verbunden. Wer an den Schöpfer des Menschen glaubt, wird darum auch annehmen, daß der Mensch bei seiner Erschaffung die Sprache in irgendeiner Grundform mitbekommen hat.

LEBENDIGE SPRACHE

Wie unsere Sprache sich ständig wandelt, wie neue Worte gebildet und unbrauchbar gewordene Bestandteile abgebaut werden, das erfahren wir alle im Umgang mit ihr. Wieviele Worte gibt es doch, deren Bedeutung sich schon in einer Generation in den Nuancen wandelte. Geht man 100 Jahre zurück, so wird bereits das rechte Verständnis mancher Sätze schwer, und gehen wir noch drei- bis vierhundert Jahre weiter, so verstehen wir die Sprache unserer eigenen Ahnen nicht mehr. Viel weniger noch hätten diese uns verstanden, denn Hunderte von neuen Worten sind inzwischen hinzugekommen.

Die Römer schon gaben unserer Sprache eine Menge von „Lehnworten“, später alle anderen Nachbarvölker: die Franzosen Ausdrücke des Militärwesens (Kompanie, Bataillon), die Engländer Sportbegriffe (Rekord, Golf), die italienischen Kaufleute die Banksprache (Konto, Giro), die Türken (Kiosk), die Ungarn (Droschke, Tolpatsch), die Eskimos (Kajak), und die fernen Azteken aus Mexiko (Tomate, Schokolade) haben im Lauf der Zeit unsere Sprache bereichert. Andererseits spiegelt die Eigenart deutschsprechender Auswanderer nach Chile noch nach 100 Jahren in Worten wie „Kuchen, Kirmes, Sauerkraut und Rucksack“, die heute zum chilenischen Spanisch gehören! Wo ein Begriff neu entsteht, fordert er ein Wort, und wenn keins vorhanden ist, so muß eins erfunden werden. Lang dürfen sol-



In der Sierra Morena (Südspanien) wurden diese Zeichen auf Höhlenfelswänden entdeckt. Ihr Alter ist schwer zu schätzen, reicht aber vielleicht rund 10 000 Jahre zurück. Die Zeichen sind noch keine Schrift, aber sie führen zur Schrift. Abbé Breuil glaubt an einen Zusammenhang mit Totenkulten und die Schilderung des Zustandes der Seelen jenseits des Grabes. Die Vielzahl der „Augen“ soll bedeuten, daß die Seelen hellstichtig sind

che neuen Worte nicht sein, sonst werden sie im Lebensprozeß der Sprache sehr bald verändert und zum passenden Format abgeschliffen. Das „Automobil-Vehikel“ oder auch nur das Automobil war ein viel zu langes und umständliches Wort für das schnelle Fahrzeug. So wurde es zum Auto gestutzt. Die Schweden stutzten es vom anderen Ende her und nennen es „Bil“.

SPRACHWISSENSCHAFT

Die Grammatik ist bei keinem Menschen Ausgangspunkt für das lebendige Sprechen. In uns allen arbeitet ein geheimnisvoller Sprach- und Gedankenformer, von dessen Existenz der größte Teil der Menschheit nichts weiß, und vor dessen Funktionieren alle Wissenschaften hilflos dastehen. Eine ergänzende Illustration hierzu bildet die Geschichte von dem Indianer, der durch besondere Begabung mehrere Sprachen auffallend schnell und gut erlernt hatte. Als man ihn bat, eine Grammatik der Sprache seines Stammes zu schreiben, lehnte er nach kurzer Überlegung ab mit der Begründung, sie habe keine Grammatik und sei nur natürlich. Er hatte diese Grammatik eben nie bemerkt. Und so geht es uns allen mit der Muttersprache in der Kindheit.

Man kann sich deshalb nur wundern, wenn gelegentlich immer noch überholte und veraltete Theorien vertreten werden, wonach die Sprachbefähigung des Menschen auf Bewegung von Elektronen in seinem Gehirn zurückzuführen sei. Selbstverständlich ist das Gehirn das Organ, von dessen Funktionieren Denken und Sprache mit abhängig

sind. Aber weder das eine noch das andere wird von Elektronen hervorgerufen; sie dienen nur als Umformer und Vermittler.

Die Sprachwissenschaft ist erst ein Kind des 19. Jahrhunderts. Die Grammatik der Griechen und Römer wie auch die der Inder und Araber waren durch ihre Beschränkung auf eine oder höchstens zwei Sprachen völlig ungeeignet, zu einer Einsicht in das Wesen der Sprachen zu führen. Erst die Entdeckung des Sanskrit gegen Ende des 18. Jahrhunderts und die Aufdeckung des Zusammenhangs, in dem es mit den alten Kultursprachen Europas steht, gaben den Anstoß zu einer eingehenden Sprachvergleichung und damit zur Begründung einer wirklichen Wissenschaft der Sprache.

UMGANGSSPRACHE ODER SCHRIFTSPRACHE?

In der Geschichte der englischen Sprache gibt es einen hierher gehörigen Vorgang. Als nach der Schlacht von Hastings (1066) die Normannen zu Herren Englands wurden, bildete sich zwischen ihnen und der eingestammten Bevölkerung eine Art Notsprache heraus nach dem

Muster „Du kommen morgen zu die Mutter von das Kind“. Sie wurde bald zur allgemeinen Umgangssprache und verhältnismäßig rasch auch zur gängigen Schriftsprache. Durch diese Vereinfachung ist im Lauf der Zeit der Siegesgang des Englischen zur Weltsprache wesentlich gefördert worden — ein unwiderlegbarer Beweis dafür, daß alle Menschen in der Sprache das weniger Schwierige bevorzugen.

In der ganzen Sprachforschung gibt es keinen Anhaltspunkt dafür, daß irgendwann einmal die Entwicklung einer Sprache den umgekehrten Weg gegangen sei — vom Einfachen und Primitiven zum Schwierigeren und Unbequemerem. Die seit dem 18. Jahrhundert vielfach als selbstverständlich vorgetragene Meinung, die Sprache habe sich nach und nach vom Primitiven zum Fortentwickelten herausgebildet, kann sich also nicht auf nachweisbare Tatsachen stützen.

Gerade bei den primitivsten Naturvölkern ist die Sprachtätigkeit besonders rege und das Leben der Sprache ein ungemein rasches. Dagegen geschieht die Veränderung der Sprache bei den Kulturvölkern ungemein verlangsamt. Je mehr die Kultur zunimmt, desto mehr nimmt die Sprachverschiedenheit ab und ist daher in Europa trotz seiner dichten Bevölkerung weit geringer als in allen übrigen Erdteilen. Namentlich bilden die Schrift und auch das Druckerwesen die wirksamste Schranke gegen die sprachliche Neuerungssucht. Dennoch wäre es ein vollkommener Irrtum, irgendeine moderne Sprache für vollkommen abgeschlossen zu halten. ph

Die Sprache wird stets die untrüglichsste Formel eines Volkes sein.

Balzac

Aus der Sprachgeschichte Luxemburgs

Wir sind ein **Dreisprachenland**. Im Alltag, im gemeinsamen Verkehr, herrscht unumschränkt, vom Niedrigsten bis zum Höchsten das, was der fremde Laie unsern Dialekt und der Geschichts- und Sprachenforscher etwa die Lebendigkeit und Entwicklungsfähigkeit einer **Abart des moselfränkischen Idioms** nennt. Uns aber ist es bereits zur **Sprache** geworden. Deutsch ist Schriftsprache des Volkes, die Sprache der Zeitungen, der Kanzelredner und in der Regel der kirchlichen Gemeindegebete; Französisch hingegen größtenteils Kanzlei- und Amtssprache, die Schriftsprache eines Teiles der gelehrten Oberschicht und der meisten wissenschaftlichen Arbeiten und Zeitschriften. Diese Vielsprachigkeit eines kleinen Landes ist aus wirtschaftlichen, geographischen und kulturellen Gründen bedingt. (Pierre Grégoire)



Im logopädischen Zentrum in Luxemburg. Dem Gehörlosen wird die Sprache über möglichst viele verbleibende Sinne vermittelt: Schrift, Mundbewegungen, Atemdruck, Oszillographenkurven werden als Kontrolle beim Sprechen eingeschaltet

ENTWICKLUNG

Das Luxemburgische setzt sich aus Elementen zusammen, die den verschiedensten **Idiomen** angehören. Sie stammen zum Teil aus einer Zeit, die Tausende von Jahren **vor der Völkerwanderung** liegt.

Wir verdanken einer Mittelmeerkultur, die vielleicht schon 2 000-3 000 v. Chr. über einen großen Teil Mittel-

und Westeuropas ausgebreitet war, eine Anzahl Fluß- und Ortsnamen.

Ein **neues Kulturleben**, das sich im letzten Jahrtausend vor Chr. entfaltet, läßt eine neue Sprache, das **Keltische**, vorherrschen, auf das viele luxemburgische Ortsnamen zurückgehen.

Dann herrschen die **Römer** während eines halben Jahrtausend über einen

großen Teil des europäischen Kontinents. Auch unsere Gegenden waren in römische Provinzen eingegliedert. Indem das Keltische sich mit dem Römischen verschmolz, entstand die Kultur der keltoromanischen Welt. Zahlreiche **lateinische** Wörter wurden durch die ersten Jahrhunderte nach Christus bis tief ins Mittelalter ins Germanische und in die deutsche Sprache aufgenommen. Auch gebrauchen wir **griechische** Wörter, die aus der Zeit des frühmittelalterlichen Christentums stammen. Die hohe Blüte der **Klosterkultur** in der **karolingischen und ottonischen Renaissance** (8.-11. Jh.) bereicherte die Volkssprache mit neuen lateinischen Lehnwörtern.

In den darauffolgenden Jahrhunderten des **Mittelalters** wie der **Neuzeit** drangen zahlreiche französische Wörter in unsere Sprache ein. Das ist leicht zu verstehen: einmal aus der Nähe romanischen Sprachgebiets in Wallonien wie in Frankreich, sodann durch den kulturellen und politischen Einfluß, den Frankreich allgemein in den westlich des Rheins gelegenen Ländern ausübte... Das **Ein-sickern des Französischen** wurde noch weiter gefördert unter der burgundischen Herrschaft (15. Jh.). Seitdem ist dem Französischen als Verwaltungssprache ein Vorrang eingeräumt.

Je nach Bildungsdrang hat der einzelne Luxemburger in seinen Wortschatz eine mehr oder minder große Zahl **französischer** Elemente aufgenommen. Entlehnungen aus der französischen Sprache werden noch heute tagtäglich bei uns vorgenommen; nach wie vor ist unsere Mundart starken und andauernden **westlichen** Einflüssen ausgesetzt.

Vom 14.-17. Jh. drangen Elemente aus den verschiedensten fremden Sprachen in unsere Mundart ein: italienische, spanische, magyarisches, arabische, tschechische, amerikanische, jüden-deutsche, englische, norwegische, litauische, australische, sogar chinesische und japanische Wörter werden übernommen.

In der Zeit der **Völkerwanderung** wurden das Keltische und Lateinische zusammen mit der römischen Herrschaft aus weiten Teilen Mittel- und Westeuropas verdrängt. Barbarische Germanenstämme führten ihre Sprache ein. In unserm Land waren es die Franken, deren sogenanntes Westmoselfränkisch sich an den westlichsten Ländern des deutschen Sprachgebiets, dicht an der romanischen (französischen) Sprachgrenze,

nach und nach zum heutigen Luxemburgischen entwickelte.

Nach der Völkerwanderungszeit wurde an unserer Westmosel, die von Franken besiedelt war, allmählich eine einzige fränkische Mundart herausgebildet.

EIGENART

Eine besondere **Eigentümlichkeit Luxemburgs** besteht darin, daß hier groß und klein im täglichen Umgang ausschließlich Mundart, d. h. unser „Platt“ spricht. Das sichert diesem ein stärkeres Eigenleben. Nebenher werden zwei Verwaltungs-, Schul-, Schrift- und Kultursprachen gebraucht, Deutsch und Französisch: Diese **Zweisprachigkeit**, die ins Mittelalter hinaufreicht, hat unserer Volkssprache ihren Stempel unverkennbar aufgedrückt. Die beiden Hochsprachen stellten uns Lehnwörter zur Verfügung; wir kommen als Mundart nicht daran vorbei.

Unser Luxemburger „Platt“ **erstreckt sich** weiter als das Gebiet des heutigen Großherzogtums; es greift hinüber in die Gegend von Bitburg und Sankt Vith, nach Arlon und Diedenhofen. Innerhalb dieses mehr oder minder geschlossenen Sprachraums bilden sich in den einzelnen Teillandschaften **Untermundarten** aus wie die Clerfer, Wiltzer, Viandener, Diekircher, Echternacher, Moseler, Stadtluxemburger, Escher usw. Trifft aber der Öslinger Bauer mit dem Arbeiter aus Esch oder der Remicher mit dem Stadtluxemburger zusammen, so gebrauchen sie eine **Gemeinsprache**, die jedermann versteht und die sehr der Alltagssprache im Alzettetal, zwischen Eich und Ettelbrück, ähnelt.

MEHRSPRACHENLAND

Dem mit sprachlichen Dingen wenig Vertrauten gilt das Großherzogtum vielfach als ein zwei- und sogar dreisprachiges Land. Jeder Luxemburger aus jeder Gesellschaftsschicht spricht jedoch seine **Mundart**, die für ihn als eine Art Hochsprache gilt. Er sieht darin den vorzüglichsten Ausdruck seiner **Eigenart**. Nur in ihr besitzt er ungezwungene Leichtigkeit und ursprüngliche Frische, äußert sich sein Gemüt und sein Humor. Luxemburger **Nationalgefühl** und Nationalwille beruhen zum großen Teil auf dieser gemeinsamen Basis. Die Heimatsprache wird im täglichen Gebrauch von keiner Schriftsprache verdrängt, höchstens wird sie heute langsam von innen ausgehöhlt durch zu starke Entlehnung von Fremdwörtern.

Die sogenannte **Zweisprachigkeit** Luxemburgs ist auch heute ausschließlich eine **Bildungsangelegenheit**. Kein irgendwie gebildeter Luxemburger kann des Deutschen oder des Französischen entraten. Er hat sogar eine verhältnismäßig weit-

gehende Kenntnis dieser zwei wichtigen Hochsprachen und somit auch Kulturen und ist imstande, sie praktisch zu verwerten und geistig zu erarbeiten. Schließlich macht die geographische und politische Lage des Landes daraus eine praktische Notwendigkeit und eine Bedingung luxemburgischer Selbstbehauptung.

Das Luxemburgische hat sich im **Zeitungswesen** nicht durchzusetzen vermocht, trotz der Bemühungen der „Unio'n“ (1945-1948). Es ist wohl gut so, denn die Reinheit der Mundart litt unter der täglichen Zeitungproduktion, die wahllos französische und hochdeutsche Ausdrücke übernahm und den Charakter der Sprache zu verwischen drohte.

Früher war die **Kirchensprache** das Hochdeutsche. Heute wird fast in allen Kirchen luxemburgisch gepredigt.

Viele französische Verben werden zum Teil häufig gebracht und zeigen die Leichtigkeit von sprachlich **uninteressanten Entlehnungen**. Im ganzen bildet die Leichtigkeit der Ent-

lehnung eine Gefahr für die Mundart. Gebildete und Halbgebildete bringen je nach ihrer politischen und kulturellen Einstellung oder nach dem Ort ihrer Ausbildung ganze Wagenladungen fremder Ausdrücke in die Heimatsprache hinein. Die Grenze des Zulässigen ist dabei schwer zu ziehen; doch sollte im allgemeinen nur das Aufnahme finden, wofür sich im ursprünglichen Wortbestand kein entsprechender Ausdruck findet. Wenn wir nun einmal das Luxemburgische als ein Hauptkennzeichen des Luxemburgers ansehen, müssen wir ihm seine Eigenart möglichst bewahren.

Das Luxemburgische ist in seinem Kerngebiet, d. h. dem Großherzogtum Luxemburg, die Sprache der Luxemburger. Es gehört linguistisch zum **Mitteldeutschen** und in dieser Gruppe zum **Westmoselfränkischen**.

PHILOLOGIE UND LEXIKOGRAPHIE

Über die Entwicklung der luxemburgischen **Philologie** und **Lexikogra-**



Sprache erfühlen können taubstumme oder taubblinde Kinder mit diesem Siemens-Gerät. Der Vibrator (unten) wird dabei direkt auf das Handgelenk, Brustbein, Schlüsselbein oder auf die oberen Halswirbelknochen aufgelegt. Mit ihm können die Kinder die Töne, die gleichzeitig aus dem Kopfhörer kommen, erfühlen



Sprachlabor der Odenwaldschule in Oberhambach/Bergstraße; oben: ein Schüler verfolgt in seiner schalldicht abgesicherten Kabine den Studienlehrgang; unten: Lehrerin in der Steuerkabine kann für jeden Schüler individuell die gewünschte Lektion einstellen



phie gibt das „Luxemburger Wörterbuch“ in seiner Einleitung das Wesentliche. Zusammenfassend dürfte man sagen: Als Vorläufer dieser Forschung gelten vor 1815 Alexander Wilhelm, François Xavier de Feller, Dominik Constantin München. Die eigentliche Forschung (1815-1848) beginnt mit Anton Meyer, Mathias Hardt und J. F. Gangler. Die Periode von 1848-1907 hat auf dem Gebiet der Sprachforschung, der Volkskunde und der Ortsnamen große Fortschritte zu verzeichnen dank der gediegenen Arbeiten von Peter Klein, Edmond de la Fontaine (Dicks), sowie dessen Vater Gaspar und Jos. Kalbersch; in diese Periode fällt auch die Gründung der Zeitschriften „Vaterland“, „Ons Hémecht“, „Das Luxemburger Land“. Nach 1906 sind zu nennen N. van Werveke, der Meister luxemburgischer und kulturhistorischer Forschung, R. Engelmann, A. Bertrang. Die Zusammenfassung aller Kräfte, die sich im Luxemburger Land an Sprachforschung, Volkskunde und Toponymie (Ortsnamen) interessierten, wurde am 21. Dezember 1924 durch die ins Leben gerufene „Luxemburger Sprachgesell-

schaft“ verwirklicht. Im Rahmen dieser sprachlichen Sektion des großherzoglichen Instituts wurde im Jahr 1935 „die luxemburgische Wörterbuchkommission“ ernannt, die aber erst 1948 mit der Veröffentlichung des „Wörterbuches der luxemburgischen Mundarten“ begann. Die bekanntesten Mitarbeiter an diesem Wörterbuch sind: J. Tockert, N. Ries, M. Tresch, I. Comes, N. Warker, Jos. Hess, E. Platz, Jules Vannérus, Jos. Meyers, Robert Bruch, Frl. H. Palgen, N. Pletschette, Prott, P. Anen. Auch zahlreiche ausländische Gelehrte, unter ihnen besonders die siebenbürgischen Forscher, haben Beiträge zur luxemburgischen Philologie und Lexikographie geliefert.

SPRACHZEUGNISSE UNSERER MUNDART

Als die ältesten Belege werden **Glossarien** aus dem 9. oder 10. Jahrhundert aus Echternach angesehen. Einen ersten zusammenhängenden Text stellt das Trierer **Capitulare** aus dem 10. Jh. dar. Dazu wären als früheste Sprachzeugnisse unserer Mundart noch manche der zahlreich

erhaltenen **Kinderreime** zu nennen, vor allem solche, die noch altheidnische Gedankengut und vorchristliche Motive enthalten. Leider sind sie in ihrer Sprachform nicht mehr erhalten, weil sie das sprachliche Gewand mit den Jahrhunderten wechselten.

Um das Jahr 1290 schrieb ein gewisser **Bruder Hermann**, der wahrscheinlich Hermann von Veldenz hieß († 1308), als Kaplan von Marienthal in 5963 Versen das Leben der Gräfin Yolanda von Vianden nieder. Wir dürfen in dieser mittelhochdeutschen Legende das erste Gedicht in luxemburgischer Sprache sehen. Bruder Hermann starb als Pfarrer in Sterpenich. Er war höchstwahrscheinlich Dominikanermönch und dürfte als der erste Luxemburger Dichter angesehen werden. Für unsere Kultur- und Geistesgeschichte ist diese Lebensbeschreibung von großer Bedeutung. Der luxemburgische Charakter der Dichtung ergibt sich aus den vielen französischen Lehnwörtern; auch niederländische Wörter kommen vor. Sprachlich und kulturhistorisch ist die Beschreibung ungemein wertvoll durch die Schilderungen von Land, Leuten und Bräuchen.

Aus dem 16. Jh. stammt allem Anschein nach ein vom Luxemburger Rechtsgelehrten und Präsidenten des Provinzialrates **Dr. Johannes Keck** verfaßtes Gedicht, „Fürstenlob“ betitelt.

Ein weiteres frühes Dokument der Luxemburger Dichtung soll das sogenannte „Echternach Volkslied“ aus dem 15. Jh. sein. Dessen Ursprung ist jedoch sehr umstritten.

Obschon all diese Zeugnisse auf Luxemburger Boden aufgezeichnet wurden, geben sie dennoch nur geringen Aufschluß über unsere Mundart in frühester Zeit, da ihre Sprachform nach auswärts weist.

Eine **eigentliche Mundartdichtung** in Luxemburg wird es nicht bis ins erste Drittel des 19. Jh. geben mit der Erscheinung von Anton Meyers „Schreck op de Letzeburger Parnassus“ i. J. 1829. (Die vor diesem Datum vom „Blannen Theis“ — alias Mathias Schou — gesungenen Lieder stammen nicht von ihm, sondern sind von allen Seiten her ins Land gewehrte Volkslieder, die man sang, zersang und ummodelte, bis sie nach und nach als atluxemburgische Gewächse Wurzeln faßten.)

Während man auf den Spuren luxemburgischer Vergangenheit schreitet, entdeckt die Wissenschaft auch die Sprache des Volkes. 1842 erscheint die Abhandlung über den „Vokalismus der Sauermandart“ von Mathias Hardt; 1847 folgt Ganglers „Lexikon der Luxemburger Umgangssprache“, und 1855 erscheint Peter Kleins heute noch wichtiges Werk „Die Sprache der Luxemburger“.

Anton Meyer (1801-1857) darf also als **Begründer** des luxemburgischen Schrifttums angesehen werden: in Rechtschreibung und Grammatik bleibt ihm alles neuzuschaffen und zu befestigen. Neben ihm dürfen in dieser Zeit genannt werden: Jakob Diederhoven (1809-1868), Franz Gangler (1788-1856), Karl Joseph Philipp Knaff (1822-1899) und Lambert August Fendius (1829-1862).

Die **Klassiker** der luxemburgischen Mundartdichtung sind jedem Luxemburger bekannt: Michel Lentz (1820-1893), Dicks (Edmond de la Fontaine) (1823-1891), Michel Rodange (1827-1876).

Im Fahrwasser der Klassiker sind zu nennen: N. S. Pierret, Nikolaus Gonner, N. E. Becker, J. P. Bertrang, Felix Krein, Nikolaus Warker.

Dann kommen die Mundartdichter von Duchscher bis zur Gegenwart. Wir gruppieren sie folgendermaßen:

a) **Theater:** Aender Duchscher, Baty Weber, Max Goergen, Norbert Weber, Tit Schroeder, René Weimerskirch, Marcel Reuland, Victor Neuens.

b) **Lyrik:** Willy Goergen, Demy Schlechter, Tit Schroeder, Jos Keup, Wilhelm Weis, Ferd. Gremling, Eugen Bauler, Tony Bastian, Marcel Etringer, Paul Noesen, Nik. Hein, Franz Binsfeld, Albert Elsen, Will Reuland, Emile Hemmen, Albert Hoeffler, Jos. Berrens, Jhang Thill, Jeanne Steichen, J. P. Braun, Theodore Wies, Hélène Fournelle usw.

c) **Prosa:** N. S. Pierret, C. M. Spoo, Lucien Koenig, Isidore Comes, Nic. Pletschette, Robert Bruch, Adolf Berrens, Demy Schlechter, J. M. Ruden, Wilhelm Kintzelé, Ferd. Gremling, Emile Hemmen.

d) **Satire und Chanson:** J. H. Wacht-hausen, August Liesch, Putty Stein, Max Duchscher, Sepp Thill, Pier Kremer, Francis Steffen.

A. W.

Literaturangabe:

1. F. Hoffmann, Geschichte der Luxemburger Mundartdichtung.
2. Luxemburger Wörterbuch.
3. P. Grégoire, Zur Literaturgeschichte Luxemburgs.

Stereo-Trainer für Kinder mit Minimal-Gehörresten ist nach Meinung von Kinderarzt Prof. Theodor Hellbrügge die wichtigste Voraussetzung, um behinderten Kindern nachhaltig helfen zu können. In seinem Münchner Kinderzentrum wird deshalb nicht nur das Gehirn des Sorgenkinds untersucht, sondern auch das Gehör, die Sprache, das Sehen und der gesamte Entwicklungsstand. Hier entdeckt Prof. Hellbrügge bei einem geistig leicht behinderten Jungen, daß diese Behinderung durch schlechtes Hören und falsches Bewegen bedingt war

Geschichtliche ENTWICKLUNG der SPRACHE

I. BILDERSCHRIFT

Als Vorläufer der eigentlichen Schrift gelten symbolische Zeichen wie Botschaftsstäbe bei den Melanesen, schon zur Diluvialzeit gebrauchte Kerbhölzer, Knotenschnüre bei den Indianern Perus, Tätowierung zur Erkennung der Stammeszugehörigkeit. Malen, Zeichnen, Ritzen, Schaben in Steinen oder Felshöhlen sind ebenfalls Ausdrucksweisen von Begriffen, historischen Ereignissen oder religiösen und künstlichen Vorstellungen.

Zum Registrieren von Zahlenworten, bei Volkszählungen, Steuererhebungen oder Übertragung von Mitteilungen entwickelten die Inkas aus Peru aus der gewöhnlichen Knotenschnur eine **Knotenschrift**, die aus einer Hauptschnur und mehrfarbigen verknöteten Zählschnuren bestand. Die Azteken Mexikos verfügten über eine ansehnliche Literatur in Bilderschrift, die leider durch die spanischen Eroberer vernichtet wurde.

II. WORTSCHRIFT

Die Chinesen bedienten sich ursprünglich einer von den Urbewohnern ihres Landes überkommenen **Knotenschrift**, dann einer von oben nach unten laufenden Bilderschrift. Durch allmähliche Verkürzung der Bilder, Verbindungen derselben mit Strichen und vielfachen Zusammensetzungen entstanden bereits im 3. Jahrtausend vor Chr. Ansätze zu



AN DER SPRACHE ERKANNT

Tauchen in Ihrem Wortschatz Vokabeln auf wie Camping oder Footing, hängen Sie ein „mini“ vor alles, was klein ist, von der Rocklänge bis zum jordanischen König, so sind Sie bloß jedermann.

Wer aber aus purem Zorn über diesen Zustand der Jedermannsprache fortwährend neue Wörter schmiedet wie „franglais, frallemant“, das kann nur ein einziger, ein Sprachbesessener sein: Frankreichs Etiemble. Es gibt Leute, die solches für eine Perversion halten. „Françaises et Français“, das konnte auch nur ein einziger so richtig sagen. Wer es ihm nachmacht, muß sehen, wie es wirkt.

In manches, was wir von uns geben, legt mancher so manches unbewußt hinein. Ein Hund erschnuppert sich seine Visitenkarte am Schuhwerk. Ein Graphologe versucht ähnliches an unseren Schriftzügen. Psychologen bauen ganze Testbatterien auf, um uns zu entlarven. Ein Psychologe wollte einer Gruppe beweisen, daß sie zu passiv alles hinnehme. Er sagte es ihr nicht im voraus. Er ließ sie eine Baukastenstadt links und rechts von einer Autobahn errichten

und verriet erst nachher, wie er gelauert hatte, während alle sich fröhlich tummelten, ob jemand den Bau selbst an der Autobahn ablehnen würde. Niemand habe das getan. Das habe er ihnen zeigen wollen. Sie waren zu sehr bereit, alles hinzunehmen.

Wie wenn Sie jede Ihrer Antworten mit „ach so, so, so, so“ punktieren, jede Äußerung Ihres Gegenübers mit „ja, ja, ja, so, so, so“ hinnehmen; dann sind Sie wohl zu leicht bereit, ihm jedes und alles unwidersprochen abzunehmen. Sie leiden an chronischer Überbereitschaft wie die Leute an der Autobahn.

Beginnen Sie hingegen jede Ihrer Antworten mit ja — nein, dann sind Sie wohl einer, der seine Aussagen etwas nach dem Winde hängt.

Lieben Sie Floskeln? Sind Sie ein Sprecher, der Füllsel aneinanderreihet wie „bien sûr, effectivement,

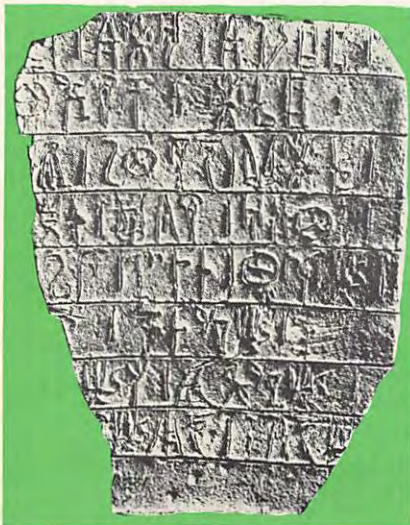
donc, en somme, n'est-ce pas, bref — Ja sicher, tatsächlich, also, schließlich, nicht wahr, kurz“, dann ist Ihre Rede wohl oft ein Strom, dem ich entfliehen möchte. Wären Sie ein ewig Stauender: „Ass dât nach dran! (Ist das noch drin) A wann's de net gëss! (Und wenn du nicht gehst)“, dann müßte ich Ihnen gelinde mißtrauen.

Wissen Sie, mit welchem Vokal Sie lachen? Nein? Überraschen Sie sich mal selbst dabei, oder fragen Sie jemand, der Sie oft lachen hört. Sind Sie eine nette junge Dame, so lachen Sie gewiß nicht „hohoho“ wie ein Rollefax. Die unbewußte Wahl des Lachvokals, ob hihhi oder hähähä, drückt schon etwas von Ihrem Wesen aus.

Ihre Sprache verrät viel von Ihnen. Sie offenbart auch, woher Sie stammen.

Der Apostel Petrus schlich sich heimlich in den Gerichtshof von Jerusalem, mischte sich unter die Leute, und da er eine lose Zunge geerbt hatte, was ihn zum Vorsitzenden eignete, wurde er auch bald von einer Jerusalemer Göre an seiner

Links: kretische Tafelschrift; rechts: kretisches Siegel (Labyrinth und Jagdszene). Die kretische Schrift (im 2. Jahrtausend v. Chr.) umfaßt eine wohl unter ägyptischem Einfluß entstandene Bilderschrift und zwei jüngere Linearschriften

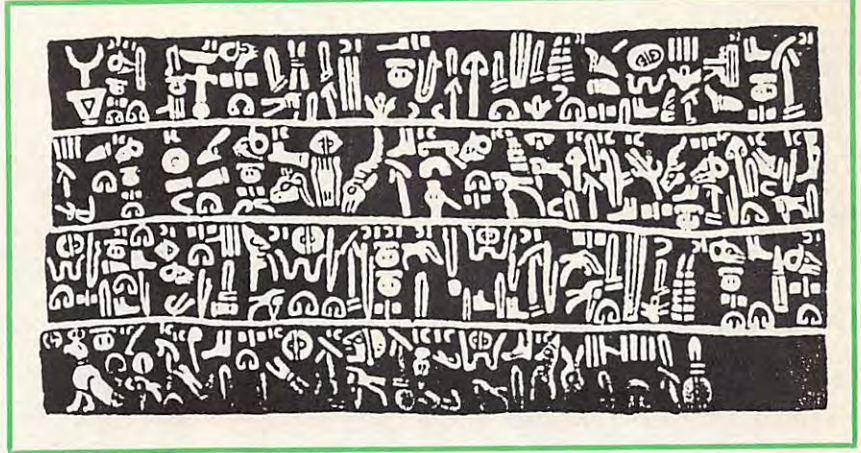


Mundart erraten. Er hat daraufhin seinen geliebten Meister schnöde verraten und mußte bitterlich darüber weinen — biitterlich, wie wir es von Johann Sebastian Bach noch jedes Jahr in der Karwoche zu hören bekommen.

Eine lose Zunge bringt jemanden ins Rampenlicht. Aber es ist nicht in jedem Falle angenehm.

Wenn Franzosen eine Shakespeare-Szene zitieren, so wird es mit Vorliebe die sein von der „entente cordiale“ zwischen Catherine de France und dem englischen Erbprinzen in einem der Königsdramen. Die Zwiesprache kam nicht glatt zustande. Aber es ging. Catherine versuchte sich in Englisch, der Prinz in Französisch. Es war alles andere als peinlich. Die Peinlichkeit zwischen Menschen stammt von woanders her als aus Sprachschwierigkeiten. Im Gegenteil! Die Verständigungsversuche erhöhten die Anmut und den Reiz.

Die Sprache verrät, aus welchem Tal Sie kommen. Sagen Sie etwa so: „De Maun aus dem Daul kritt Tchaffi an eng Tchûcht mat Tchroumperen“ (Der Mann aus dem Tal bekommt Kaffee und eine Kruste mit Kartoffeln), dann könnten Sie aus der Ge-



Karkemische Keilschrifttexte. Als alte Handelsstadt am rechten Ufer des mittleren Euphrat, nordöstlich von Dscherabis, wird K. inschriftlich erstmals im Archiv von Mari um 1720 v. Chr. genannt. Bei Grabungen von D.G. Hogarth und L. Woolley (1908-13) wurden Plastiken und reliefierte Steinblöcke in späthethitischem Stil entdeckt

gend um die Kreuzerbuch stammen, aber eher von einem reiferen Jahrgang sein, da junges Volk sich „gehobeneren“, städtischen Sprechweisen anpaßt.

Sagen Sie so: „Allei, allei, avançei; verstôt gey geen Frans?“ (Geht, geht, vorwärts; verstehen Sie kein Französisch?), dann sind Sie ein Brüsseler Tramschaffner — wenn es dort noch Straßenbahnen gibt.

Sagen Sie: „Me lo dia“ (Geben Sie mir das), dann sind Sie möglicherweise Tessinerin. So mir widerfahren. Sie sagte: „Me lo dia“. Ich verstand melodia und verstand eigentlich nichts. Ich mußte erst überlegen. Ich fürchte, ich habe sie angestarrt. Hoffentlich nicht mit offenem Mund! Dann begriff ich langsam: „Me lo dia“ (Geben Sie es mir). — „Ach so, si, si! Bedienen Sie sich, per piacere!“

„Gelt, Hansi, du bisch a lüser, do hascht 'n Züükerli!“ So im Schweizer Jura!

Der Schnabel wuchs je nach dem terroir und wird niemals mehr ganz umgebogen werden können.

Nicht nur Ihre Kinderstube wird von Ihrer Sprache offenbart. Verbalisieren Sie etwa folgendermaßen: „Die Kommission ad hoc erarbeitet die Sockel- und Eckwerte und erstellt die provisorischen Bandbreiten für die mittelfristige Stabilitätsplanung, um die Stagflation in eine Deflation umzufunktionieren“, so gehören Sie

prominenten Ministerialkreisen an oder deren konzertierten Aktionen. Schreiben Sie: „Les jambes des géants de la route tricotent“ (Die Beine der Riesen der Landstraße stricken), so sind Sie Reporter bei der Tour de France. Dabei kommen Sie auch aus anderen Himmelsrichtungen, je nachdem Sie der oder die Tour sagen.

Waren Sie noch vor kurzem ein „teen“ (zwischen 10 und 20), so bleiben für Sie als „twen“ (zwischen 20 und 30) die sittings- und hearings-in „in“.

An der Sprache werdet Ihr manchen erkennen.

Dekretieren Sie: „Ketty, attache'er de' affiche mat dem marteau un d'muraille vun dém bâtiment niewt der Kirich“ (Ketty, befestige das Plakat mit dem Hammer an die Wand des Gebäudes neben der Kirche), dann sind Sie Dechant in Arlon. Dabei wird als besondere Feinheit die Nasalisierung des n auf das e (als ä) geladen: Bâtimènt, Tchouvernemènt (gouvernement). Tchouvernemènt ist ebenfalls nicht weit von der Kreuzerbuch zu hören.

Etwas Ähnliches geschieht in Luxemburgs Oberschicht oder bei denen, die sich dazu rechnen. Sie mögen nicht Wollikeköddeler für Wolkenkratzer sagen, vielleicht auch zwar nicht gratte-ciel. Letzteres läge aber ihrem „Parlieren“ am nächsten. Befördern Sie Tiere aus dem hiesigen Diesseits ins dasige Jenseits,



Die berühmte Tonscheibe von Phaistos mit der noch nicht entzifferten Schrift. Sie wurde im Jahre 1908 von italienischen Archäologen in der minoischen Stadt auf Kreta in den Kammergräbern des Palastes entdeckt



Links: hethitische Inschrift auf der großen Stele von Teschub (Gewitter- und Kriegsgott bei den Hethitern). Die hethitische Sprache (auch Nesisch genannt), die Amtssprache des Reichs, wurde in babylonischer Keilschrift geschrieben und ist indogermanisch, mit stark kleinasiatischem Einschlag in Formenbildung und Wortschatz. Im Hethiter-Reich war neben der Keilschrift auf Siegeln und Steininschriften auch eine eigene Schrift (hethit. Hieroglyphen) im Gebrauch, die mit Bildzeichen Silben und ganze Wörter ausdrückte; rechts: hethitische Königsfamilie beim Gastmahl

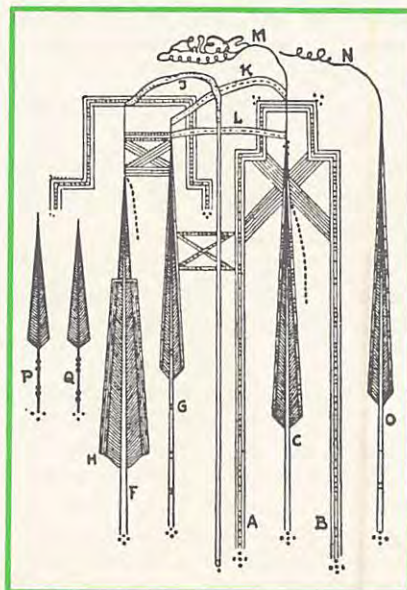
indem Sie Keiler auf die Schwarte legen, dann sind Sie . . . ja, das ist zu bekannt.

Der Gast, der im Londoner Restaurant aufbeehrte und darauf bestand: „When shall I become a calf?“, wollte sagen: „Wann bekomme ich einen Kalbsbraten?“ Er hatte jedoch gesagt: „Wan werde ich ein Kalb sein?“, da „become“ nicht „bekommen“ heißt, sondern „werden“. Überdies hätte er nicht „calf“ (Kalb) sagen sollen, sondern „veal“ (Kalbsbraten). Dieser Gast war vielleicht ein Deutscher oder Luxemburger; der Antwortende: „I hope never, Sir“ (Ich hoffe niemals, mein Herr) war sicher ein Engländer.

Wir können auch mit Mark Twain die Jahrhunderte hinunterklettern und unsere Nachbarn — nicht mehr verstehen. Als Karl der Kahle und Ludwig der Germane gegen ihren Bruder Lothar, Lothringens Namengeber, schworen, wußten sie nicht, daß sie die westeuropäische politische Geographie bis auf den heutigen Tag bestimmten, auch nicht, daß sie ein ältestes Dokument für Racines und Goethes Sprachen zugleich lieferten. Sie schrieben Deutsch und Französisch und sind

uns kaum verständlich: „Pro Deo amur — In Goddes Minna — et pro christian poblo et nostro commun salvament — und in des christianes folches und unser bedhero gehaltenissi . . .“ Die Sprache ändert sich unaufhaltsam. Sie fließt wie jeder Gletscher, langsam, aber sicher.

Jukagirische Liebesbriefe



Steigen wir, wieder mit Shakespeare, noch weiter die Jahrhunderte hinab, so können wir in seinem Julius Caesar erfahren, wie geriebene Politiker sich der Sprache bedienen, um Leute dahin zu führen, wo sie nicht hin wollten. War es nicht M. Anton? Er legte seine Rede „an“. Anfänglich verunglimpft er Caesar, weil den Leuten so zumute war. Nach leisen Übergängen hatte er aber am Ende die gleichen Hörer zu Feinden von Caesars Feinden gemacht. Eine berühmte Rede!

Sie merken: Das Gebiet ist unerschöpflich. Man könnte sich im Sprachenbabel endlos tummeln mit Ganoven und „Bullen“, mit Fixern u. Tripfern, in konservativen Sprachdomänen wie denen des Gesetzes und der Kirche. Sprachenbabel und kein Ende! Wissenschaftler sollen sogar heute Übersetzer innerhalb derselben Sprache nötig haben!

Zum ersten Pfingstfest verstanden sich die ersten Christen zwar in allen Sprachen, weil die Welt aus allen Verschiedenheiten herausgehoben war in die einigende Dimension. Dimensionen? Welchem Jargon bin ich nun verfallen?

L. Kohnen



Kalksteinbrief aus Amarna (Kairo, ägyptisches Museum). Echnaton und seine Familie vor dem Gott Aton. Die Hände an den Sonnenstrahlen lassen das Zeichen «Leben» auf den König und seine Gemahlin Nofretete fallen

Der italienische Geschichtsphilosoph Giambattista Vico (1668-1744) sprach zuerst den Grundsatz aus, daß die Sprache das „natürliche“ Kommunikationsmittel des vergesellschafteten Menschen darstellt. Die Sprache erscheint ihm als die elementarste Form der Kultur, weil sich in ihr das soziale Erbe einer Gesellschaft niederschlägt, das gleichzeitig durch sie von einer Generation auf die andere übertragbar wird. Diese Gedanken klingen auch an bei Herder (1744-

Phönikische Schriftzeichen an der Stele von Baal (Museum Alep)



Sprache und Rede

1803) und werden von Wilhelm von Humboldt (1767-1835) neu begründet.

1. ZUERST DAS SPRECHEN!

Wilhelm von Humboldt gilt als der bedeutendste Vorläufer der Sprachsoziologie. Die Sprache ist für ihn kein „Werk“, sondern eine „**Tätigkeit**“. Die eigentliche Sprache liegt in dem Akt ihres Hervorbringens. Dabei dachte er in erster Linie an eine Arbeit des Geistes, die den Laut erst befähigt, einen Gedanken auszudrücken. Er sah also, daß beim Sprechen eine Dreieheit am Werk ist: die Überlegung, das Stimmwerkzeug und das Gehör des Partners; diese drei bedingen einander, um Instrument der Mitteilung zu sein: der Gedanke macht den Laut sinnvoll; der Partner erwartet, Laute zu hören, deren Zeichen von der Erfahrung sinnvoll gestaltet sind; diese sinnvollen Laute, die auch von seiner Erfahrung verdeutlicht werden, bilden die Wohnstatt der Gedanken. Ein Stromkreis schließt sich; unablässig durchfließt ihn die Kraft,

Geist — Laut — Erfahrung und wieder zurück:

Erfahrung — Ordnung der Gedanken — sinnerfüllte Worte;

und dann weiter: Wort — Verstehen — Überlegung.

Dieser Stromkreis, dieses Fließen von Kraft, dieses Tun ist Sprache. An der Sprache ist für Wilhelm von Humboldt das Sprechen wichtig.



Ägyptische Hieroglyphen von Skarabäus zum Andenken an Amenophis' III. Heirat (Museum, Jerusalem)

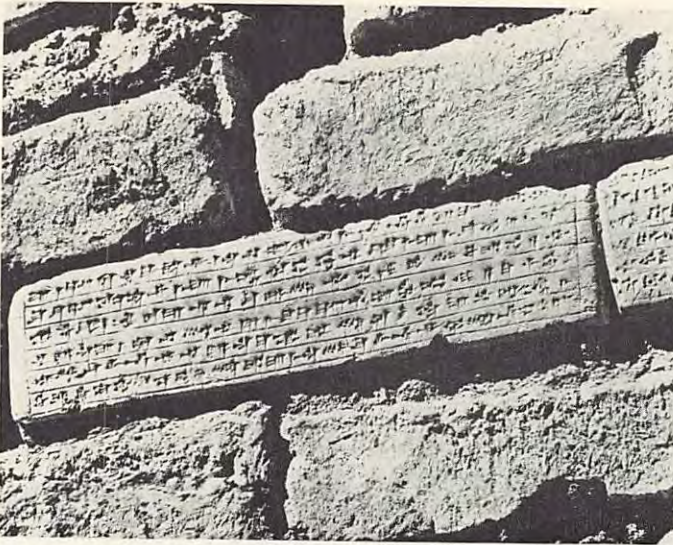
Nicht so für die moderne Sprachwissenschaft.

2. NUR DIE SPRACHE!

Ferdinand de Saussure (1857-1913) gilt als der Begründer der modernen Sprachwissenschaft. Für ihn fließt die Sprache keineswegs mit der menschlichen Rede zusammen; die Sprache ist nur ein bestimmter Teil, allerdings der wesentliche Kern, des Ganzen Sprache und Rede.

Hieroglyphen-Inschrift der Hethiter von Hamat





Keilschrift-Zikkurat von Tchoga-Zambil (Elam)

Die Sprache ist ein gesellschaftliches Produkt der Fähigkeit zu menschlicher Rede; sie ist ein Ineinandergreifen notwendiger Konventionen, welche die soziale Körperschaft getroffen hat, um die Ausübung dieser Fähigkeit durch die Individuen zu ermöglichen.

Die menschliche Rede, als Ganzes genommen, ist vielförmig, ungleichartig, verschiedenen Gebieten zugehörig, zugleich physisch, psychisch und physiologisch, gehört außerdem noch sowohl dem individuellen als dem sozialen Gebiet an; sie läßt sich keiner Kategorie der menschlichen Verhältnisse einordnen, weil man nicht weiß, wie ihre Einheit abzuleiten sei.

Sprache, als System erkannt und angenommen, läßt sich als soziales

Band umschreiben, das die Summe der Wortbilder, die bei allen Individuen aufgespeichert sind, umspannt. Dieses Sprachband ist ein Schatz, den die Praxis des Sprechens in den Personen der gleichen Sprachgemeinschaft niedergelegt hat, ein grammatikalisches System, das virtuell in jedem Gehirn existiert, oder vielmehr in den Gehirnen einer Gesamtheit von Individuen; denn die Sprache ist in keinem von ihnen vollständig, vollkommen existiert sie nur in der Masse der Sprachgemeinschaft.

Besondere Anwendungen findet Ferdinand de Saussures Sprachwissenschaft in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bei den Begründern des Strukturalismus.

Sphinx-Stele, von Thutmosis IV. errichtet. Mehrmals mußte die Sphinx von Gise vom Sand befreit werden, der sie ganz zudeckte, so z. B. unter Thutmosis IV. (8. Dynastie). Darüber berichtet die Inschrift



Die Sprache wird bei ihnen zum determinierten System von Zeicheneinheiten und deren Relationen und Verbindungen. Die Einheiten sind erkennbar (Phoneme, Morpheme, Lexeme, Syntagmata...); ihre Relationen und Kombinationen sind, trotz ihrer hohen Anzahl, begrenzt, daher berechenbar; ebenso berechenbar sind diejenigen Relationen und Kombinationen, die in einer Sprache nicht eintreten können oder auch nicht eingetreten sind. Alle Zeichen befinden sich in genau berechneter Beziehung zueinander, so daß die Sprachrealität zu einer mathematisch darstellbaren Struktur entwickelt wird.

3. DOCH SPRACHE UND REDE?

Die Mitteilung wird bei den Strukturalisten als ständiges Ermitteln aus dem Modell der Sprache gedacht. Mit ihrer Summe von bedeutungsbildenden und bedeutungsunterscheidenden Zeichen steht die Sprache



Königssiegel der Hatti (Hieroglyphen)

dem Gebrauch des Individuums zur Verfügung und lenkt ihn von innen. Der Strukturalismus hat unleugbare Erfolge zu verzeichnen: eine bessere Einsicht in die Typologie der verschiedenen Sprachen; eine bessere Einsicht auch in den autonomen Charakter der Sprache: diese übersteigt das Individuum und lenkt es trotzdem. Andere Erfolge des Strukturalismus liegen in nichtsprachlichen oder nur teilweise sprachlichen Anwendungen: in der Mythologie und in der Psychoanalyse.

Der Strukturalismus wurde auch auf strikt religiöse Themen ausgerichtet, sowie auf die Literaturwissenschaft. Auf beiden Gebieten werden starke Bedenken angemeldet: Wurde die Rede, das Sprechen nicht zu stark in den Hintergrund verdrängt?

nw

SPRACHVERWIRRUNG – SPRACHENWUNDER – ZUNGENREDEN

Diese drei Spracheigentümlichkeiten werden in der Bibel erwähnt, und zwar: in der Genesis 1, 1–9 (Sprachverwirrung); in der Apostelgeschichte 2, 1–13 (Sprachenwunder) und im 1. Korintherbrief Kap. 12, 13 und 14; Apostelgeschichte 10, 46; 19, 6; Markusevangelium 16, 17 ... (Zungenreden).

1. DIE SPRACHVERWIRRUNG IN BABEL

Bibelbericht

Dem Inhalt des Berichtes nach handelt es sich um ein Nomadenvolk, das sich in der Ebene von Sinear (Babylonien) niederließ und eine Stadt mit gewaltigem Turm errichtete, dessen Spitze bis zum Himmel reichen sollte, um sich einen Namen zu geben und der Zerstreuung in alle Lande zu entgehen. Da stieg Gott herunter, um nachzusehen, zeigte sich unzufrieden über das Benehmen der Menschen und verwirrte zur Strafe ihre Sprache, so daß sie sich nicht mehr verstanden, ihre Arbeit einstellen und sich trennen mußten.

Es sei vorausgesagt, daß der Verfasser keineswegs die Niederschrift von

historischen Tatsachen bezweckt, viel weniger noch eine Erklärung über den Ursprung der Vielfältigkeit der bestehenden Sprachen abgibt, sondern in einem greifbaren, wenn auch erzählerischen und weitgehend erdichteten Vorgang die dramatischen Folgen der Sünde, insbesondere des Trotzes und Hochmuts gegen Gott, darlegen will. Er verfolgt lediglich ein religiöses Ziel.

In der Tat war zur Zeit des Verfassers Babylonien eine heidnische Großstadt, ein Treffpunkt vieler Völker mit verschiedenen Sprachen, die dem Götzendienst und dem Laster

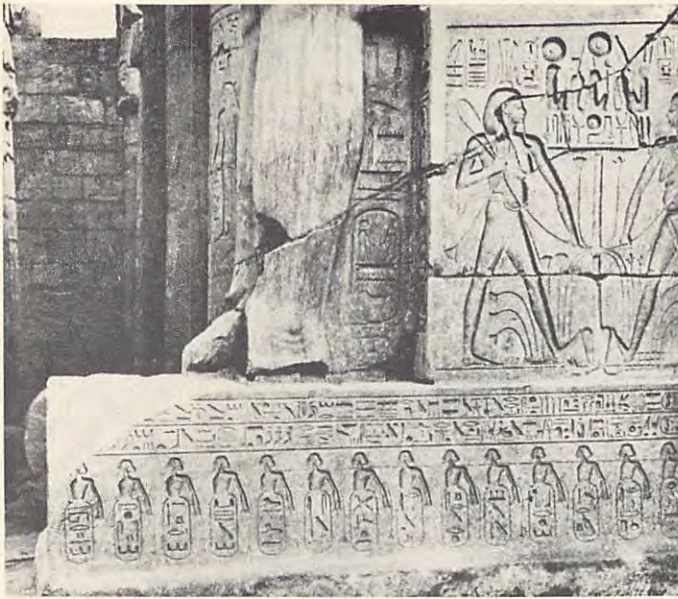
frönten. Dieses dürfte der Ausgangspunkt des Berichtes sein. Wir können uns den Verfasser vorstellen, wie er vor den Ruinen eines riesigen Zikkurats (stufenförmiger, in mehreren Stockwerken aufgebauter Turm) steht, dessen oberster Stock ein Heiligtum zu Ehren der Sternengötter ist. An Hand einer aus der Umgebung aufgegriffenen Tradition stellt der Schreiber religiöse Überlegungen an und kommt zu der Schlußfolgerung, daß Iahwe der alleinige und starke Gott ist, der seine Rechte und Vorrechte beansprucht, daß aber der Mensch nicht daran rütteln darf auf die Gefahr hin, bestraft zu werden.

Deutung

In damaliger Zeit verstanden sich die Menschen noch; sie waren eine politische, kulturelle, wirtschaftliche und religiöse Einheit; der gemeinsame Glaube bewirkte vor allem das gegenseitige Verständnis, die Einheit

Bild rechts: Wie man sich den Turm von Babel im Mittelalter vorstellte; unten: die Überreste eines dreistufigen Tempelturmes im biblischen «Ur in Chaldäa», von wo aus die Patriarchenväter mit ihren Familien ihre Wanderung begonnen haben





Oben: Die Tempelinschriften, in denen die Pharaonen des Neuen Reiches über ihre Feldzüge nach Asien berichten, sind von großer Bedeutung für die Kenntnis des alten Kanaan. So ließ Ramses II. in dem gewaltigen Komplex um den Tempel von Luxor die Namen der von ihm eroberten Gebiete anbringen; rechts: Arbeit an einem Papyrusfund in Buchform. Mit äußerster Sorgfalt und unter Anwendung modernster Methoden sind die Wissenschaftler bemüht, die alten Handschriften wieder lesbar zu machen



und die Macht. Symbol und Ausdruck dieser Einheit war die gemeinsame Sprache.

Diese Menschen waren im Begriff, einen gewaltigen Zikkurat zu errichten und wollten dadurch ihre Abkehr vom wahren Gott und ihre Zuwendung zu den heidnischen Göttern bekunden. Der Turm sollte das Denkmal ihres Massenabfalls von Gott sein. Sie gaben ihrem Bauwerk riesige Ausmaße, „um sich einen Namen zu machen“, über eine Macht zu verfügen, die sie offensichtlich zum Bösen mißbrauchen wollten. Es sollte ein religiöses, politisches, wirtschaftliches, nationales und kulturelles, gegen Gott gerichtetes Einheitszentrum werden. Schließlich war der Bau als Sammelplatz und befestigte Burg geplant, um der Auswanderung und Zerstreuung zu entgehen. Sie stellten fest, daß seit dem Abfall vom wahren Glauben, der sie früher zusammengehalten hatte, auch ihre innere Geschlossenheit Risse aufwies; diese Gefahr wollten sie in ihrem grenzenlosen Trotz und Übermut gegen Gott mit dem gewaltigen Tempelturm bannen.

Was die Erbauer befürchteten und abzuwenden versuchten, traf ein: sie wurden in ihrer Einheit getroffen. Zunächst stieg Gott herab, um sich Stadt und Turm anzusehen, dessen Bau den Einsatz gewaltiger Men-

schenkräfte verlangte, vor seinen Augen jedoch nur ein Staubkörnchen darstellte. Mit einem Schlag verwirrte Gott die gemeinsame Sprache, so daß das begonnene Werk gehemmt und schließlich abgebrochen werden mußte; dabei wurde ihre politische, kulturelle, nationale Machteinheit, die sie geschaffen, vernichtet. Wenn auch sonst die Einheit eines Volkes ihm zum Wohl reichen kann, so kann hingegen der Mißbrauch dieser Einheit ihm zum Verhängnis und Verderben gereichen.

Der Zerrissenheit der Menschheit, die die Sprachverwirrung in Babel veranschaulicht, sollte Christus ein Ende setzen und die ursprüngliche Einheit wieder herstellen: in diesem Sinn ist das Sprachenwunder am ersten Pfingstfest das Gegenstück zu der Sprachverwirrung in Babel und das Zeichen der wiedergefundenen Einheit in der Kirche.

2. DAS SPRACHENWUNDER AM PFINGSTFEST

Der Bericht

Gemäß dem Bericht der Apostelgeschichte offenbarte sich der Hl. Geist der urchristlichen Gemeinde an ihrem Gründungstag in dreifacher Weise: zunächst durch ein gewaltiges Sturmbräusen, das das ganze

Haus erfüllte und viele Fremde heranzog; dann durch Feuerzungen, die erschienen, sich teilten und sich auf jeden der Anwesenden niederließen; drittens durch das Sprachenwunder, infolgedessen die Geisterfüllten Gott in fremden Sprachen priesen.

Deutung

Der ganze Vorgang ist nur in knappen Worten geschildert, so daß man sich keine genaue Vorstellung vom Hergang machen kann. Folgende Punkte scheinen indes festzustehen: — Das Sprachenwunder war ein vom Hl. Geist eingegebenes Reden in fremden, den Jüngern bis dahin unbekannt Sprachen — sie waren aus Galiläa und sprachen aramäisch.

— Die Betroffenen hielten keine Ansprache oder Predigt, sondern verkündigten und priesen die Großtaten des Herrn — etwas später sollte Petrus die erste eigentliche Predigt halten — und prophezeiten, d. h. sie sprachen im Auftrag des Herrn, was der Hl. Geist ihnen eingab.

— Die Zuhörer, Juden aus verschiedenen Gegenden und mit ungleichen Sprachen, vernahmen das Gesprochene in ihrer angestammten Heimatsprache. Die Geisterfüllten selbst konnten auf wunderbare Weise in den verschiedenen Sprachen ihrer Zuhörer sprechen.

Erklärungsversuch

Die meisten Kirchenschreiber und Exegeten der früheren Jahre vertraten die Ansicht, den Aposteln sei eine dauernde Sprachenbegabung verliehen worden, um sie zur Erfüllung ihrer Hauptapostolatsaufgabe zu befähigen, allen Völkern das Evangelium zu verkünden. Dieser Annahme scheint jedoch der Wortlaut des Berichtes zu widersprechen. Das Pfingstwunder vollzog sich nicht nur bei den Aposteln, sondern bei allen anwesenden Jüngern; außerdem wurde ihnen die Geistesgabe nur vorübergehend vermittelt, und zwar um die Großtaten Gottes zu preisen, nicht aber um zu predigen. Sie wandten sich nicht unmittelbar an das Volk, obschon dieses sie hörte und verstand.

Mehrere heutige Exegeten nehmen an, daß es sich nicht so sehr um ein Sprachenwunder als um ein Hörwunder bei den Zuhörern handelte. Die Jünger hätten sich ihrer aramäischen Sprache bedient, während die Zuhörer das Gesagte in ihrer eigenen Sprache verstanden. Diese Erklärung scheint nicht im Einklang mit dem Bibeltext zu stehen, der deutlich auf ein Wunder bei den Sprechern hinzeigt: „Sie redeten in fremden Sprachen.“

Andere neuzeitliche Bibelgelehrte behaupten, das Pfingstwunder sei ein wirkliches Sprachenwunder gewesen, wobei die Jünger gleichzeitig mehrere fremde Sprachen redeten und von denen verstanden wurden, die dieser Sprachen kundig waren. Möglicherweise war diese vielleicht bis zur Ekstase gesteigerte Erscheinung ein Stein des Anstoßes für die nicht heilswilligen Skeptiker, die vermuteten, sie seien betrunken. Die Glaubensbereiten störten sich nicht daran und sahen sich in ihrem Glauben dadurch bestärkt, was eigentlich der Zweck des Pfingstwunders war. Sicher ist, daß der Verfasser die Auflösung der Zersplitterung und die Einheit der Menschen im Heiligen Geist, den der verkörperte Christus gesandt hat, lehren wollte. Das Pfingstfest mit dem Sprachenwunder versinnbildet die wiedergefundene Einheit in Gott und veranschaulicht die große Aufgabe der Kirche bei allen Völkern.

3. ZUNGENREDEN ODER GLOSSOLALIE

Geistesgaben oder Charismen

In der Urkirche gab es häufig außerordentliche Kundgebungen des Hl. Geistes, die einzelnen Personen der Kirche verliehen wurden zum Wohl

und zur Erbauung der Mitbrüder und zum sicheren Durchbruch der Kirche in die Heidenwelt. Man nennt sie Geistesgaben oder Charismen. Solche Äußerungen wurden in den Gemeinden von Jerusalem (Apg 2, 4), Samaria (Apg 8, 18), Ephesus (Apg 19, 6), Rom (Röm 12, 6), Galatien (Gal 3, 5) und vor allem in Korinth (1 Kor Kap. 12, 13 und 14) festgestellt.

In der Urkirche von Korinth hatten sich diesbezüglich Mißbräuche eingeschlichen, weshalb Paulus sich im Korintherbrief ausführlicher mit den Charismen und deren Gebrauch zum Wohl der anderen befaßt.

Die Charismen waren in der Urkirche, wo die hierarchischen Einrichtungen noch unvollkommen waren, von entscheidender Bedeutung, um die von Christus gewollten Bestimmungen einzuhalten; außerdem stärkten sie bei der kleinen Zahl der Christen, die den Verfolgungen und Gefahren ausgesetzt waren, das innere Leben und die Standhaftigkeit; schließlich übten sie, vor allem in jener Zeit des Umbruchs, eine außer-

ordentliche Anziehungskraft auf die Außenstehenden aus, die darin eine unverkennbare göttliche Beglaubigung des Christentums sahen.

Unter anderen zählt Paulus folgende Charismen auf:

— die Gabe der Weisheit, die dazu befähigt, die tiefsten Wahrheiten über Gott und sein Leben im Menschen auszulegen;

— die Gabe der Wissenschaft, die die Lehre der Grundwahrheiten des Glaubens ermöglicht;

— die Gabe der Krankenheilung und der Wunderwirkung;

— die Gabe der Scheidung der Geister, die die Befähigung vermittelt, den Ursprung (von Gott, der Natur oder dem Teufel) der charismatischen Äußerungen zu bestimmen;

— die Gabe des Zungenredens oder Glossolalie;

— die Gabe der Auslegung des Zungenredens.

Die Glossolalie

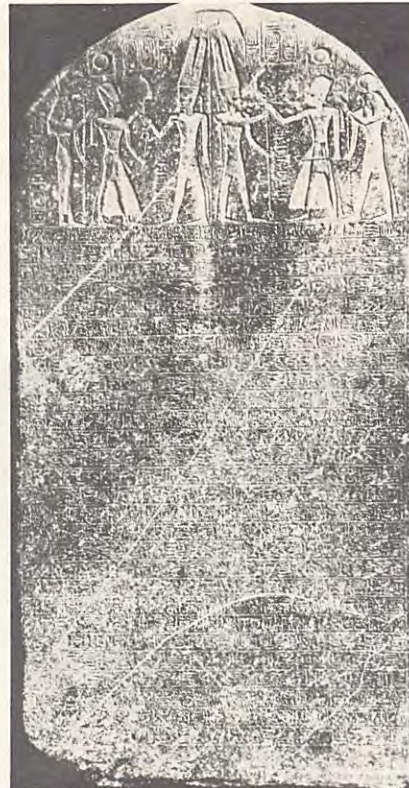
Diese besondere Geistesgabe machte tiefen Eindruck auf die Korinther, Paulus schwere Sorgen und den Bibelauslegern manches Kopfzerbrechen. Zungenreden oder Glossolalie ist ein ekstatisches Reden von unverständlichen, unzusammenhängenden und geheimnisvollen Lauten, die nur von den dazu Befähigten verstanden und gedeutet werden können.

Das Zungenreden steht im Gegensatz zum Sprachenwunder, bei dem Verständliches und Sinnvolles — wenn auch in fremden Sprachen ausgedrückt — gesagt wurde. Es unterscheidet sich jedoch von der Prophezie, die, im Auftrag Gottes und unter Mitwirkung des Hl. Geistes, die Erbauung und Unterweisung der Gläubigen anstrebt, während die Glossolalie bloß die Anwesenheit des Hl. Geistes sichtbar bekräftigt.

Aus der Schilderung von Paulus geht hervor, daß das Zungenreden allein für jene verständlich ist, die über eine weitere Geistesgabe verfügen, nämlich die Gabe der Auslegung der Sprachen.

Es sei abschließend darauf hingewiesen, daß die Glossolalie, wie übrigens alle anderen Geistesgaben, zwar sehr nützlich, aber zeitbedingt waren und nicht zum Wesen der Kirche gehören, ebensowenig wie private Erscheinungen und Offenbarungen heute. Paulus selbst stellt die Liebe weit über alle übrigen Fähigkeiten der Menschen (1. Kor Kap. 13).

Jean Lenz



«Israelstele» wurde dieser Gedenkstein des Pharao Merneptah getauft, weil er das bisher einzige Schriftdokument ist, auf dem uns der Name des Volkes Israel in zeitgenössischen ägyptischen Texten begegnet (1235-1227 v. Chr.)



DER PRAKTISCHE RAT DES HAUSARZTES

In den nun folgenden Plaudereien wollen wir uns über einige wichtige **Krankheitssymptome** unterhalten. Keine Angst, ich will aus keinem der Leser einen Arzt heranzüchten, noch weniger will ich ihn zum Hypochonder machen, der seinen Krankheitssymptomen nachrennt und dabei das Leben verpaßt: aber über manche Frage sollte auch der Laie Bescheid wissen, und zwar in seinem ureigenen Interesse.

Das bekannteste Krankheitssymptom ist der **Kopfschmerz**. Seine Eigentümlichkeit besteht darin, daß sein Auftreten nicht notwendigerweise auf eine bestimmte Organerkrankung hindeutet. Eine Nierenkolik, einen Gallensteinanfall weiß auch der Laie zu deuten, aber was bedeuten Kopfschmerzen? Sie können von einer chronischen Stuhlverstopfung herrühren, von einer Nierenkrankung, von einer Magenverstimmung, sie treten bei jeder fieberhaften Erkrankung auf oder sind auf seelische Einflüsse zurückzuführen. Jeder „brave“ Mann kennt den sogenannten morgendlichen „Kater“, der sich nach einer durchzechten Nacht prompt einstellt!

Der Kopfschmerz kann auch in Verbindung mit anderen Symptomen auftreten, wie z. B. mit Schwindelanfällen, Erbrechen oder Darmstörungen wie Durchfall oder Verstopfung. In diesen Fällen wird seine Deutung erleichtert. Ganz unterschiedlich ist auch der „Charakter“, den der Kopfschmerz annehmen kann; es hängt von der Art der Erkrankung ab, die ihn bedingt. Manchmal handelt es sich um ein dumpfes Gefühl im ganzen Kopf oder z. B. in der Stirngegend. Dann wieder sind es richtige, ausstrahlende, neuralgische Schmerzen, die kaum auszuhalten sind. Wie oft hört man

die Patienten klagen: „Ich habe das Gefühl, ein eisernes Band um den Kopf zu haben“, oder aber: „Der Kopf droht mir zu zerspringen“.

Es gibt Menschen, die fast nie an Kopfschmerzen leiden, während andere sich ihr Leben lang damit herumplagen. Aus welcher Ursache? Oft findet man keine Erklärung dafür.

Jedenfalls, eines ist sicher: Der Kopfschmerz ist ein Symptom; er deutet an, daß in unserem Körper, in irgendeinem Organ oder an irgendeiner Funktion etwas nicht stimmt!

Manche Patienten finden sich mit ihren Kopfschmerzen ab, besonders dann, wenn sie nicht allzu quälend sind. Treten sie stärker auf, greift man zur Tablette und wird für kurze Zeit von seinem Übel befreit. Ob

ein solches Vorgehen anzuraten ist, kann kaum angenommen werden!

Oft sind plötzlich auftretende Kopfschmerzen das „Vorsymptom“ irgendeiner **fieberhaften Erkrankung**. Die Messung der Temperatur wird bald Klärung bringen. Vergessen wir nicht, daß nur rektale Temperaturbestimmungen eindeutige Hinweise abgeben. Treten zu den Kopfschmerzen auch **Nackenschmerzen** und **Nackensteife** hinzu, dann ist äußerste Vorsicht geboten. Es kann sich um eine beginnende **Hirnhautentzündung** handeln. — Hat man vorher im Garten gearbeitet und sich eine Hautverletzung zugezogen — die sehr leichter Natur sein kann —, so deuten die genannten Symptome auf **Tetanusinfektion** hin. In jedem Fall ist äußerste Vorsicht geboten; der Arzt muß sofort benachrichtigt werden!

Ein Sprecher des Senders «Stimme Amerikas» in Washington am Haupttisch der Sendezentrale. Hier am größten Schalttisch der Welt können 26 Programme zugleich übertragen werden. Die «Stimme Amerikas» hat kürzlich ihre Sendungen in englischer Sprache erweitert. Augenblicklich strahlen 76 Sender die Programme der «Stimme Amerikas» aus, wovon sich 46 in Übersee-Ländern befinden



Zu den Kopfschmerzen gehören die **Zahnschmerzen**. Wer kennt sie nicht?! Sie haben das eine Gute an sich, daß sie den Befallenen zwecks Behandlung zum Zahnarzt treiben. Und das ist für den Betroffenen äußerst heilsam! Denn Zahnschmerzen sind in vielen Fällen nur die Schlußphase eines Prozesses, der sich mehr oder weniger unbemerkt entwickelte und der zum sogenannten **Granulom** führte; es ist dies ein kleines Eitersäckchen an der Zahnwurzel. Die neuesten Forschungen haben ergeben, daß diese Granulome **Infektionsherde** sind, von denen Krankheitserreger zu den verschiedensten Organen gelangen und dort Krankheiten hervorrufen können, so z. B. am Herzen oder an den Gelenken. — Bei Zahnschmerzen also nicht zur Apotheke, um Aspirin zu kaufen, sondern zum Zahnarzt, um behandelt zu werden!

Bei Entzündungen der **Stirn- oder Kieferhöhlen** leidet man oft an Schmerzen, die an der Stelle der erkrankten Teile lokalisiert sind; meistens sind sie mit eitrigem Schnupfen verbunden, so daß selbst der Laie von sich aus den Weg zum Facharzt sucht.

Eine besondere Aufmerksamkeit erheischen schmerzhaft Zustände an den **Augen**. Sie können hervorgerufen sein durch ein Staubkörnchen, das auf die Hornhaut gelangt ist und vom Augenarzt leicht entfernt werden kann; sie können aber auch durch gefährliche Augenkrankungen bedingt sein, wie z. B. die **Stauungspupille** oder auch das **akute Glaukom**. Auch eine unpassende Brille kann zu einem **Akkommodationskrampf** führen, der Augenschmerzen hervorruft. — In jedem Fall muß bei den kleinsten Symptomen der Augenarzt konsultiert werden!

Der **nächtliche Kopfschmerz**, der eine syphilitische Erkrankung zur Ursache hat, ist infolge der wirksamen modernen Behandlung dieses Leidens zur Seltenheit geworden.



Sprachunterricht in einem «US-College» für hörbehinderte Kinder. Hier beobachtet ein Kind im Spiegel die Lippenbewegung seiner Lehrerin bei der Lautbildung und versucht dieselben nachzuahmen

Langdauernde Kopfschmerzen fordern eine genaue Untersuchung der **Nieren**, die Messung des **Blutdrucks**, die Untersuchung **des Blutes**

besonders auf Harnstoff. — In vielen Fällen ist der Kopfschmerz durch eine hartnäckige **Obstipation** bedingt, die leicht behoben werden kann. — Daß auch **chronische Intoxikationen**, Einatmen von schlechter Luft (ungenügend durchlüftete Arbeitsräume), Nikotinmißbrauch, Bleivergiftung zu Kopfschmerzen führen kann, ist leicht zu begreifen.

Eine besondere Form von Kopfschmerzen ist die sogenannte **Migräne**. Es ist ein halbseitiger Schmerz, der oft mit Erbrechen, Lichtscheueheit und Abgeschlagenheit verbunden ist und anfallsweise auftritt. — Die Ursache kann verschiedener Art sein, in vielen Fällen ist sie nicht feststellbar. — Migräne, die im späten Alter auftritt, deutet manchmal auf einen Hirntumor hin.

Es wäre noch so manches über die Kopfschmerzen zu sagen; dem Laien soll es genügen, zu wissen, daß Kopfschmerzen ein Symptom irgendeiner Erkrankung sind, und daß es Aufgabe des Arztes ist, dieselbe festzustellen.

Dr. E. C.

STUDIENBÖRSE FÜR PRIESTERASPIRANTEN

Durch eine Studienbörse können Sie einem talentierten Jungen zum Priestertum verhelfen, der sonst nie sein Ziel erreichen würde und für die Arbeit im Gottesreich verloren wäre.

Eine vollständige Studienbörse beträgt 150 000 Fr.

Eine Teilbörse:

für 1 Studienjahr 24 000 Fr.

für 1 Trimester . . . 8 000 Fr.

für 1 Monat . . . 2 700 Fr.

Das ehemalige KÖNIGREICH KONGO und die KATHOLISCHEN MISSIONEN

DRITTES KAPITEL

3. Neue Ansätze und Rückschläge

(Fortsetzung)

Schon lange hatte der König die unumgängliche Notwendigkeit einer christlichen Erziehung der Kinder erkannt, ohne die die Apostolatsarbeit nur geringe Zukunftsaussichten bot. Deshalb ließ er eine neue Schule bauen, in die er 400 Kinder aus seiner Familie und aus den Kreisen seiner Mitarbeiter schickte. Sie mußten zunächst für die Innenausstattung des Schulraumes sorgen. Es war übrigens kein leichtes, 400 Jungen, die bis dahin den ganzen Tag hindurch in der freien Natur oder im Urwald auf der Suche nach Früchten, Vögeln oder Ratten umhergestrolcht waren, Ordnung und Disziplin, ganz zu schweigen von Fleiß und Spaß am Lernen, beizubringen. Um jeden Fluchtversuch zu unterbinden, sah sich der König gezwungen, die Schule mit einer hohen Mauer umgeben zu lassen, deren Oberfläche mit Dornen belegt war.

1509 sandte König Manuele aus Portugal eine neue Karawane mit Missionaren unter der Führung von Ritter Gonsalve Rodriguez de Ribeiro. Auf Anregung des Königs segelten jedes Jahr mehrere Vertrauensleute nach Afrika, wo sie ausgezeichnete Missionsarbeit leisteten.

4. Religiöse Vorstellungen der Kongoleesen

Schon mehrmals haben wir auf König Affonsos Bemühungen hingewiesen, den Anhängern von Aberglauben, Hexen- und Zauberverwesen wirksam entgegenzutreten. Im folgenden möchten wir deshalb einen näheren Einblick in die religiösen Vorstellungen jenes Volkes geben, in denen die Schwarze Kunst einen breiten Raum einnahm.

Die Kongoleesen glaubten an die Existenz eines höheren Wesens, das sie Nzambi nannten, dem sie eine gewaltige Kraft und die Erschaffung aller irdischen Dinge zuschrieben. Rüstete sich jemand zu einem Besuch oder einer Reise, so erinnerten die Alten ihn bisweilen daran, daß sein Los in den Händen Nzambis liege; beim Hinscheiden eines Menschen sagte man: „Nzambi hat ihn zu sich gerufen.“ Die Menschen waren wie seine Herde. Weil jedoch Nzambi sich nur wenig um die Menschen kümmerte, war auch ihr Verhalten ihm gegenüber von Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit geprägt: es gab weder Opfer noch Gottesdienste.

Die Kongoleesen waren auch vom Weiterleben der Seele nach dem Tod über-

zeugt. Starb ein Mensch, trennte sich die Seele vom Leib, blieb aber bis zum Beerdigungstag in seiner Nähe, um zu erfahren, was die Verwandten und Sippenangehörigen zur Ehrung des Toten unternehmen würden. Nach der Beerdigung kehrte sie in den Körper zurück, der dadurch zu neuem Leben wiederauflebte, und wanderte mit ihm ins Jenseits. Der Leichnam, den man bei der Öffnung des Grabes vorfand, war nur eine Hülle, ähnlich der Haut, die die Schlange abwirft, die aber nichts weiter als die äußere Gestalt mit der Schlange gemein hat.

Beim Begräbnis eines Mannes wurden auch Frauen und Sklaven mit ihm beerdigt; sie mußten ihn betreuen, ihm Wasser, Brennholz und Nahrung beschaffen. An manchen Orten durften Kinder und Neffen des Verstorbenen weder am Begräbnis teilnehmen noch den Friedhof besuchen, damit nicht der Tote sie über kurz oder lang holen komme. Der Tod eines Menschen wurde allgemein als Drohung empfunden: es bestand die Gefahr, daß der Verewigte andere Verwandte mit sich ins Jenseits fortreißen oder die Zurückgebliebenen mit allerlei unheilvollen Erscheinungen

und Träumen schrecken könne. Man soll Tote gesehen haben, die in ihre frühere Wohnung eindringen und allerlei Gegenstände mit sich forttragen. Um solch unliebsamen Begegnungen auszuweichen, pflegte man Töpfe, Krüge, Trinkgefäße und andere Gebrauchsgegenstände auf das Grab des Verstorbenen zu stellen.

Nach ihrer Beerdigung fuhren Greise, Kleinkinder und jene, die nicht den Machenschaften eines Zauberes zum Opfer gefallen waren, unmittelbar zu Gott. Die übrigen zogen in einen geheimnisvollen Totenwald ein, wo sie wie in einem ausgestorbenen Dorfe wohnten. Den Eingang dieses Waldes versperrte eine Schranke, vor der die Ahnen über alle jene zu Gericht saßen, die um Eingang baten. Die Bösen wurden kurzerhand abgewiesen und mußten ein umherirrendes Dasein fristen, einzig und allein darauf bedacht, Unheil anzurichten, wo immer sie konnten: sie verübten Diebstähle, steckten Gestrüpp und Gebüsch in Brand, verursachten Mißerfolge und Unfälle, beschworen Krieg, Krankheit und Tod herauf; mit besonderer Vorliebe schreckten sie die Menschen durch Alpträume und furchterregende Erscheinungen oder



Der Markgraf Anton-Emmanuel von Funba begab sich auf Einladung von Papst Klemens VIII. als Gesandter des kongoleesischen Königs 1596 nach Rom. Gleich nach seiner Ankunft in Rom starb er und wurde dort in Sta. Maria Maggiore beigesetzt, wo ihm ein Mausoleum errichtet wurde

UNSERE NEUEN ZAIRE-MISSIONARE



P. GÉRARD SCHUMACHER

Pater **Gérard Schumacher** aus Gilsdorf (Luxemburg) und Pater **Jean-Marie Lacroix** aus Noville-les-Bois (Belgien) sind am 14. September in unsere Mission am Zaïre abgereist. Beide Missionare haben nach abgeschlossener Humaniora ihre Philosophie- und Theologiestudien teils im Scholastikat der Herz-Jesu-Priester in Lyon und teils an der Theologischen Fakultät in Straßburg absolviert und erhielten im Juli 1971 in ihren Heimatpfarreien die Priesterweihe.

Ihre letzte Etappe von 1971 bis 1972 absolvierten die beiden zukünftigen Missionare ebenfalls gemeinsam im tropischen Medizin-Institut in Antwerpen.

Wir wünschen unsern jüngsten Missionaren von ganzem Herzen Glück und Gottes Segen für ihr schönes Apostolat im Herzen Afrikas.



P. JEAN-MARIE LACROIX

durch Seufzen und Schluchzen auf dunklen Waldpfaden. Viele verschrieben sich den Zauberern, um den Menschen an Leben und Eigentum zu schaden; oft hausten sie in Standbildern oder Gemälden von berühmten Männern oder angesehenen Häuptlingen, in Bildern von Vögeln oder anderen Tieren.

Die zum Totenwald Zugelassenen waren ihren Hinterbliebenen sehr gewogen und auf ihr Wohl bedacht, auch wenn sie ab und zu den einen oder anderen Verwandten holen kamen. Man betete zu ihnen (nicht zu Gott!) und zu dem Vermittler zwischen Lebenden und Toten, Mani-Vunda oder Mani-Kabunda genannt, der als Hüter des „Ahnenhauses“ allein, und zwar bei dunkler Nacht, dort einziehen durfte, um im Traume die Ratschläge und Ermahnungen der Vorfahren zu vernehmen.

Und nun zu den berüchtigten Zauberern, „Ndoki“ (Mrz. Bandoki) genannt, die im ganzen Leben der Kongolesen eine so wichtige und verhängnisvolle Rolle spielten. Die Kräfte und Mächte, die man ihnen zuschrieb, grenzten ans Unendliche: sie konnten sich nach Willkür in Boas, Leoparden, Elefanten oder Löwen verwandeln und trieben ihr Unwesen durch persönliches Eingreifen oder durch Vermittlung von Doppelgängern oder von Toten, die vom Totenwald zurückgewiesen worden waren. Man wußte nie recht, wer eigentlich bei der Zauberei am Werke war. Fiel jemand ins Wasser und ertrank, oder vom Baum und brach sich ein Bein,

waren Wasser und Baum von jemandem behext, der den Betroffenen haßte. Wurde jemand von einem Leoparden angefallen und zerrissen, so war es ein Zauberer, der sich in ein solches Raubtier verwandelt hatte. Dauerte die Trockenheit auch während der eigentlichen Regenzeit an, so hatte ein unzufriedener Toter einen Zauberer beauftragt, auf diese Weise die Leute heimzusuchen; auch das Einschlagen des Blitzes war stets auf solche Weise beabsichtigt.

Die Schwarzen behaupteten, der Mensch wäre unsterblich, es könnte ihn kein Pfeil treffen, kein Leopard anfallen, keine Schlange beißen, keine Krankheit niederwerfen, wenn es die Bandoki nicht gäbe. Die Zauberer griffen in alle Lebensbereiche der Menschen ein; sie trugen einen besonderen Namen je nach dem Bereich ihres Wirkens. Ein besonders mächtiger Zauberer, Nganga Nkisi genannt, leitete durch Amulette, Zauberformeln und ähnlichen Hokuspokus die Tätigkeit der verstorbenen Totengeister. Ein sehr angesehener Zauberer war der, dem es gelang, einen „Ndoki“ als Betrüger zu entlarven; dazu gehörte jedoch ein ganz besonderes Maß an Geschick, denn es war kein leichtes, einem solch verschlagenen Halunken hinter die Schliche zu kommen und seinen Anhängern klarzumachen, daß seine Machenschaften nur Betrug und Ausbeuterei waren; es war aber auch viel Mut nötig, denn das Unternehmen war mit Lebensgefahr verbunden.

Hatte der Zauberer einen Betrüger gestellt, war seine Aufgabe erfüllt; den Rest besorgte das Gericht, und zwar durch Anwendung der Giftprobe, die den eindeutigen Beweis für Schuld oder Unschuld des Beklagten erbringen mußte. Eine Verteidigung war diesem nur selten gestattet. Das verwendete Gift wurde durch Zerreiben der Rinde eines besonderen Baumes gewonnen. Die Wirkung hing von der eingenommenen Menge ab.

Zur festgesetzten Zeit begaben sich der Betrüger und mit ihm eine große Volksmenge an den Ort, wo die Giftprobe vollzogen werden sollte. Meistens mußte der Richter dem Beklagten den Giftbecher mehrere Male überreichen: wenn dieser sich nach jedem Schluck erbrach, so war damit seine Unschuld erwiesen. blieb ein Erbrechen aus und ging das Gift sofort ins Blut über, begann das Opfer zu zittern und zu beben und brach zusammen, so war es schuldig. Die Umstehenden stürzten sich auf den Verurteilten und prügeln ihn zu Tode.

Gewisse Zauberer traten als Wahrsager auf und versicherten, die Zukunft enthüllen zu können; andere gaben an, sie könnten beliebig Regen erzeugen oder verhindern, Blitze entfesseln oder bannen, die Felder gedeihen oder verdorren lassen. Andere mischten sich in Kriegsangelegenheiten, verhalfen zum Sieg oder sorgten für Unverletzbarkeit. Wieder andere stellten sich als Heilkundige vor: sie kannten zwar die Heilkraft vieler



Bansa oder San Salvador, die ehemalige Hauptstadt im Kongo, wo es nach Dapper noch im Jahre 1686 zehn bis zwölf Kirchen gab: eine Kathedrale, sieben Kapellen und drei Kirchen im Schloß des Prinzen, weiter ein Jesuitenkloster und einige Schulen, in denen Latein und Portugiesisch gelehrt wurde

Pflanzen und erzielten sichtliche Heilerfolge, verbanden aber die Anwendung mit allerlei Tabus, Zauberformeln und abergläubischen Riten, wodurch sie angeblich den Kräutern ihr Heilvermögen übertrugen. Fanden die Kranken dennoch keine Genesung oder Besserung, so lag die Schuld bei ihnen selbst, weil sie angeblich entweder die Vorschriften nicht genauestens befolgt hatten oder das zur Heilung notwendige Vertrauen nicht besaßen.

Die meisten dieser Heilpraktiker waren Quacksalber und Betrüger, die die Leichtgläubigkeit der Kranken zu ihrem Vorteil ausnutzten. Hier einige Beispiele aus König Affonsos Zeit: Eine Muschelschale voll weißer Erde mit etwas Salz soll ein Kleinkind bei guter Gesundheit erhalten; ein Wildschweinzahn am Lendenschurz galt als wirksames Mittel gegen Gicht. Eine bestimmte Mixtur mit einer Prise Pfeffer darin sollte Kopfschmerzen lindern; eine ähnliche Heilkraft wurde Albinohaaren zugeschrieben. Eine Schachtel voll Lehm mit etwas Salz bewahrte vor Schwindelgefühl, wenn man morgens beim Aufstehen daran leckte. Ein Rückensplitter der Schildkröte wendete Lungenentzündung ab; einige Kaurischnecken linderten Hustenanfälle; an den Lenden befestigte Steine stillten Darmblutungen. Das Handwerk war um so einträglicher, da die Zauberer sich all das Zeug selbst beschafften und dann verkauften.

Es stand nicht jedem zu, Zauberer zu werden. Nur jene durften sich einem alten „Nganga“ als Zauberkandidaten vorstellen, die sich zu dieser Würde von den Ahnen berufen fühlten. Daß bisweilen die Eltern bei der Weckung dieses gewinn- und ehrebringenden Berufs tatkräftig mithalfen, wird niemanden wundern. Sie ließen ihre Kinder solange bis zur Erregung gesteigerte wirbelnde Tänze, Verdrehungen und Verzerrungen vollführen, bis sie zusammenbrachen. Das war das Zeichen, daß der Ahnengeist sich der Kinder bemächtigt hatte. Nach dem ersten Taumel wurde sofort der Zauberer benachrichtigt, der nach Feststellung des Tatbestandes den Knaben zu sich nahm. Die Initiation fand während einer Veranstaltung statt, an der sich auch Männer und Frauen, Jungen und Mädchen unter der Leitung des Zauberers mit allerlei seltsamen Riten und obszönen Tänzen beteiligten. Diese Tänze erzeugten eine Art Wahnsinn und Wutausbrüche; die davon Befallenen stiegen auf die Hüttendächer, rissen das Stroh ab und ähnliches mehr. In diesen Krisenzuständen bemächtigte sich der Ahnengeist der Zauberkandidaten, die von dieser Stunde an alles zu tun vermochten, was sie wollten.

Alle diese Zauberer und Wahrsager waren in Wirklichkeit Verbrecher und Ausbeuter, die zahllose Unschuldige in den Tod schickten, das leichtgläubige Volk im Bann des Zauberrummels hielten und für die Beibehaltung der Giftprobe und

ähnlicher angeblicher Gottesurteile eintraten. Diese Verbrecher haben mehr Menschenleben vernichtet als die berühmten Sklavenjäger. Außerdem wurden zahlreiche Unruhen, Rebellionen und Stammesfehden von Zauberern angestiftet, die vorgaben, unter dem Zwang eines Ahnengeistes zu handeln. Könige und Häuptlinge hatten ihre eigenen Zauberer, die die Aufgabe hatten, alle magischen Einflüsse von ihnen fernzuhalten, Tabus vorzuschreiben, Träume und Vorzeichen zu deuten.

Dom Affonso wußte aus Erfahrung, daß er es bei den Zauberern mit fanatischen Tyrannen, Aufwieglern, Unruhestiftern und Mördern zu tun hatte, denen jedes Mittel recht war, um sich zu bereichern, ihr Ansehen zu steigern oder ihre Macht auszudehnen. Er war entschlossen, ihren Einfluß zu bannen und ihrem Unwesen ein Ende zu setzen, selbst auf die Gefahr hin, ihrem Haß und ihrer Heimtücke ausgeliefert zu sein. Diese Menschen waren ihm das größte Hindernis bei der Bekehrung der Untertanen — ein Hindernis, das um jeden Preis ausgeräumt werden mußte.

Dom Affonso verhängte die Todesstrafe über all jene, die sich weiterhin mit Amuletten und Talismanen abgaben. Selbst seine Verwandten waren davon nicht ausgenommen, wie folgende Begebenheit beweist:

Eine Verwandte des Königs brachte seinem Verbot öffentliche Verachtung entgegen. Trotz wiederholter Warnungen des Königs über die verhängnisvollen Folgen ihres Handelns verhaarte die Frau in ihrem Starsinn. Affonso zögerte nicht länger, seine Drohung wahrzumachen, ließ eine Grube ausheben und mit Strohmatten überdecken. Als die Trotzköpfige wenig später die Stelle betrat, gab das Stroh unter ihren Füßen nach, und sie stürzte in die Grube. Sofort eilten die Diener des Königs herbei, warfen das Loch mit Erde zu, so daß die Frau lebend begraben wurde.

P. Jean Lenz
(wird fortgesetzt)

MISSIONSMESSBUND DES HEILIGSTEN HERZENS JESU

Die Missionsschule von Clairefontaine läßt täglich eine hl. Messe für ihre Wohltäter, lebende wie abgestorbene, lesen. Personen, die 250 Fr. und mehr für die Heranbildung von Priestern und Missionaren spenden, haben Tag für Tag Anteil an den Früchten dieser hl. Messe. Der Meßbund ist also eine Dankbezeugung unsern Wohltätern gegenüber.

Mit „59“ Jahren als Missionar auf Zeit im Zaïre

Wenn ich zu den mit der Überschrift aufgeworfenen Problemen was schreiben möchte, dann will ich das Thema nicht ausführlich durchleuchten, noch das Für und Wider zur Sprache bringen. Auch weiß ich sehr gut, daß jeder Bischof, ob in der Heimat oder in der Mission, lieber junge Kräfte um sich sieht, auf die er für lange Zeit des Einsatzes rechnen kann. Denn nur so ist eine Planung in größeren Zeitabschnitten möglich. Ich möchte schlicht und einfach von meinen persönlichen Erlebnissen und Gedanken erzählen.

I.

Wenn man sich mit 59 für eine bestimmte Mission meldet, dann muß schon eine große Not vorliegen, bei deren Lösung man — soweit die Kräfte noch reichen — helfen möchte, wenn kein anderer einspringt. Diese Not glaubte ich nach langen Gesprächen mit P. Middendorf über die Diözese Wamba und seine dortige Missionspfarrei Obongoni erkannt zu haben. Ich habe daraufhin meinen Arzt und den Provinzial der zaïresischen Provinz gefragt, ob es für mich noch Zweck hat. Beide antworteten mit „Ja“. Darauf bat ich meinen P. Provinzial (Deutsche Provinz) P. Kalmer um Erlaubnis und Sendung. In Maria Martental überreichte er mir das Missionskreuz, das Zeichen der Sendung.

Wie ist es nun mit der Notsituation in der Diözese Wamba? Ich will nur einiges nennen: Ein erschreckender Priester-, Brüder- und Schwesternmangel. Vor der Revolution waren fast alle Posten 3fach stärker besetzt. Bei meiner Ankunft fand ich im weiten Umkreis keinen einzigen Arzt. Viele Gebäude, vor der Revolution mit großer Mühe für soziale Zwecke errichtet, stehen noch leer und verfallen immer mehr. Als Beispiel nenne ich Maternité und Dispensaire in Legu, meiner Hauptarbeitsstätte. Bis jetzt mußten die Mütter in einem Raum entbinden, der schlechter ist als die Viehställe, die ich in Europa gesehen habe. Auch heute gibt es weder im Dispensaire noch in der Maternité Matratzen und Bettlaken. 480 Leprakranke werden hier zwischen den Flüssen Nepoko und Maika mit Medika-

menten versorgt. Aber auf der anderen Seite des Nepoko begegnen mir noch Leprakranke mit offenen, schwärenden, eiternden Wunden, eine Gefahr für die Umgebung. Zudem wächst die Macht der heidnischen Zauberer, deren Einfluß ich als in der kindlichen Fantasie existierend betrachtet hatte. So wurden im benachbarten Monzambi zwei Männer von der Bevölkerung totgeprügelt, nur weil der Zauberer sie für schuldig am Tod zweier kranker Menschen erklärt hatte. Junge christliche Mädchen werden von heidnischen Stammeshäuptlingen ins Gefängnis geworfen, weil sie sich nicht an einen Polygamen verkaufen lassen wollen. Und dann kann es passieren, daß sie anschließend ins Krankenhaus zur Behandlung müssen.

Ich darf nicht schwarz in schwarz malen. Es ist hier eine große missionarische Arbeit vor der Rebellion geleistet worden, und nach der Rebellion mit wenigen Kräften eine fast übermenschliche Leistung im Wiederaufbau vollbracht worden. „Vollbracht“ ist zuviel gesagt, denn man ist noch mitten im Wiederaufbau!

Nun gut, ich habe mich gemeldet und habe inzwischen mein zweites Jahr des Einsatzes hinter mir. Am Pfingstsonntag 1970 kam ich in Obongoni an. An Pfingsten hielt ich das Festhochamt und bat den Hl. Geist um die Sprachengabe: Französisch und Swaheli. Das Wunder blieb leider aus. Mir fehlte auch der Glaube. Statt dessen mußte am gleichen Tag P. Middendorf nach Kisangani zur

Unten: Die inzwischen viel zu klein gewordene Missionskirche von Legu, die in nächster Zeit durch eine neue ersetzt werden soll; rechts: die Luxemburger Willibrordus-Glocke, die der Mission vor einigen Jahren vom Pensionat der Ackerbauschule in Ettelbrück gestiftet wurde





Oben: im neuen Entbindungsheim, das Pater Robben in Legu errichtet hat; unten: Pater Robben mit einigen Lehrern und Jugendlichen vor dem Pfarrhaus in Legu



dreimonatigen Herzbehandlung. So wurde ich in die Arbeit geworfen: Obongoni mit Buschdörfern, Legu mit Buschdörfern, später kamen noch die Buschdörfer von Bafwabaka hinzu — und jetzt vorübergehend auch noch die Buschdörfer des Bischofssitzes Wamba, solange P. Martin auf Europaurlaub ist. Das ist schon eine Not der Seelsorge und der Seelsorger. Eine ganz große Not.

II.

Doch das Problem ist noch bitterer.

Über die Hälfte der Zeit geht in nicht missionarischem Einsatz verloren, besonders da, wo kein Bruder, keine Schwester, kein Entwicklungshelfer zur Stelle ist. Wenn ich mich nicht, um ein Beispiel für viele zu zitieren, um die Reparaturarbeiten an Maternité und Dispensaire in Legu kümmere, wie lange müssen dann noch die Kranken auf dem Boden liegen, die Gebärenden ohne Matratze, Decke und Laken sein? Das heißt dann aber auch im Einzelfall, bei tropischer Hitze Steine und Wasser fahren und Zement, und an alles denken und es organisieren, was zum Bau notwendig ist, nicht zuletzt auch an das Geld, und darauf achten, daß alles einigermaßen gerade und dauerhaft aus dem Boden wächst!

Als ich hier ankam, gab es weit und breit keinen Arzt, erst recht nicht in den Buschdörfern. Und wie hat sich der Heiland der Kranken angenommen? Was machen? Handeln wie Priester und Levit im Evangelium? Ich habe mich erinnert, daß ich Sanitäter im Kriege war — und fahre nun mit meiner Sanitätstasche auf die Außenstationen. Aber wieviel Zeit geht dadurch zusätzlich verloren!

In Legu muß unbedingt die Kirche gebaut werden. Es war die letzte große Kraftanstrengung des nun verstorbenen P. Middendorf, um die dafür benötigten Gelder zu bitten und zu betteln. Doch wer baut sie? Ich kann unmöglich die vielen Außenstationen betreuen und eine Kirche bauen. Das erfordert hier einen ganz anderen persönlichen Einsatz als in Europa. Sollen wir wenigen Priester noch mehr Zeit verlieren durch Arbeiten, die wirklich Aufgabe des Laien sind? Wo bleiben die Helfer?

III.

Die Hauptschwierigkeiten sowie Lösungsversuche.

Nicht die Gesundheit, nicht die gewaltige soziale Umstellung mit 60 Jahren, sondern das Sprachenproblem war die Frage, die gelöst werden mußte. Seit dem Abitur vor über 40 Jahren hatte ich

Briefmarken für die Missionen

Eine große Unterstützung für die Missionen ist das **Sammeln von Briefmarken**.

Wir bitten unsere Leser recht freundlich, zu diesem Zweck, jede Menge von Briefmarken — unsortiert, aber bitte nicht zu nahe am Rand der Briefmarken abtrennen! — an die **Redaktion von «Heimat und Mission», Clairefontaine (Eischen)** zu senden.

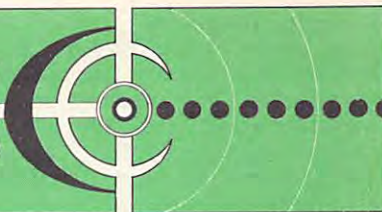
nie Gelegenheit, mein Schulfranzösisch in der Konversation weiterzubilden. Und Swaheli, hier die Landessprache, war mir genau so fremd wie Chinesisch. Das pfingstliche Sprachenwunder blieb, wie gesagt, aus. Mein Vorsatz, mir den Bart wachsen zu lassen, bis ich einigermaßen Swaheli sprechen würde, brachte mich der Lösung auch nicht näher. So lange nun warten, bis ich Swaheli sprechen würde, ging auch nicht.

Die erste große Hilfe war ein gut ausgebildeter Großkatechet, der als Dolmetscher fungierte, aber auch manches selbständig in die Hand nehmen konnte. Ferner gab mir die moderne Technik gute Hilfe. So hatten wir uns die „Vita-Serie“ angeschafft, das sind Diaserien mit den betreffenden Tonbändern in Swaheli über das Leben aus dem Glauben. Die Apparaturen können von der Autobatterie gespeist werden. Wenn man dann noch einige Dias aus dem Leben der Pfarrei hinzufügen kann, ist das Ganze für die Menschen in der „Brousse“ ein bis dahin nie gehabtes Erlebnis.

Ich darf auch sagen, daß das Problem, wie man Menschen hilft, deren Sprache man nicht spricht, mir von der Weltstadt Berlin und vom Kriege her nicht ganz unbekannt war.

Doch nun zu einem anderen Lösungsversuch. Wir alle kennen das Wort unseres Meisters: „Ich kenne die Meinen, und die Meinen kennen mich“; ein Wort, das verpflichtend über jedem Priesterleben steht. Wie soll ich das in dieser Situation verwirklichen? Unmöglich, wenn man allein die räumliche Ausdehnung bedenkt, im Augenblick über hundert Kilometer. Doch vergessen wir die Kirchengeschichte nicht.

Es gab eine Zeit, da hatte es nur einen Priester, den Hohenpriester Christus. Schon ER suchte sich Helfer in den Aposteln und Jüngern; und so entstand die Kirche. Auch die Apostel konnten den Auftrag und das Wort des Herrn: „Ich kenne die Meinen...“ nicht allein verwirklichen — und sie setzten Bischöfe in ihre neu gegründeten Missionsgemeinden ein. Und wiederum die Bischöfe konnten die Sorge um ihre Herde nicht



allein tragen, und sie weihen ihre Priester, gaben die Sorge an diese weiter. Der Wachstumsprozeß in der Kirche geht weiter. Auch wir Priester, besonders in Lateinamerika und in den hiesigen Missionen, können nicht mehr alle unsere Schäfflein kennen und sie umsorgen. So suchen wir Menschen, lassen sie als Katecheten ausbilden und geben ihnen einen festen Wohnsitz in den Buschdörfern. Sie müssen nun die Herde kennenlernen, für Taufunterricht gerade stehen, müssen die Herde zum sonntäglichen Gebet mit Homilie zusammenrufen. Ihrer besonderen Obhut sind die Gefährdeten, die Armen und die Kranken anvertraut. Keiner darf ohne ihre Hilfe sterben. Die Großkatecheten teilen zudem die hl. Kommunion aus. Zur Taufspendung und Eheassistenz sie zu beauftragen, wäre der nächste Schritt. Wenn nun der Priester kommt, müssen sie die Liturgie gut vorbereitet haben, im Gespräch mit dem Missionar die Situation aufhellen, auf notwendige und nützliche Hausbesuche aufmerksam machen. In jedem Fall sind nur sie es, die das Wort des Herrn wahr machen können: „Ich kenne die Meinen, und die Meinen kennen mich“. Bei aller Einsatzfreudigkeit machen sie aber den Priester nicht überflüssig; wie ja auch für den Priester der Bischof nicht überflüssig geworden ist.

Ich möchte zusammenfassen.

Aus dem Dargelegten ersieht man, daß es viele Arbeitsmöglichkeiten für den fast 60jährigen Missionar gibt. Die Not ist zu groß. Es hängt jedoch immer von der Person ab.

Man müßte aber auch zu diesem Problem die Konfratres fragen, die ja mit diesem Arbeiter der 11. Stunde zusammenarbeiten müssen. Ohne deren Hilfe und ohne den Bischof geht es vor allem in der ersten Zeit nicht — und nicht zuletzt auch nicht ohne das Kirchenvolk. In jedem Fall dürfte die Antwort lauten: Ein junger Mann hat es leichter, und auch das gläubige Volk hat es leichter. Doch was machen, wenn die jungen Kräfte so rar geworden sind? Die größte Not ist vielleicht doch die Seelsorgenot und die Seelsorgernot.

P. B. Robben, Legu

Meßintentionen

für unsere Missionare

In der letzten Zeit sind wir des öfteren sowohl von unsern Missionaren als auch den Missionsobern um Meßintentionen gebeten worden. Da wir hierzulande vielfach zuviel Meßintentionen haben, möchten wir die Hochw. Herren Geistlichen und auch die andern Leser von «Heimat und Mission» freundlich bitten, uns Meßintentionen mit dem Vermerk «für die Missionare» zu übersenden.

Auf Kurzwellen melden wir uns endlich wieder nach langen, oder für uns unerstättlichen Studenten, doch mehr oder weniger kurzen, aber doch erlebnisreichen Sommerferien. Mit frischem Mut und neuer Kraft haben auch wir uns wieder in die Arbeit gestürzt. (Wie lange wird es wohl anhalten?) Auch den Funk wollen wir wieder weiter erscheinen lassen. Wir könnten nun, wollten wir die schöne, gute, alte Tradition fortfahren, mit der Rückkehr nach Clairefontaine beginnen: Wieder einmal ist der Abschied von daheim schwergefallen, wieder einmal bekamen die Septimananer noch eine Unmenge guter Ratschläge mit ins neue Schuljahr, wieder einmal standen ihnen die Tränen in den Augen, als ihre Eltern sie endgültig (für ganze 4 Tage) verließen. Wieder einmal waren sämtliche Opas, Tanten und Onkels mitgekommen.... Und so könnte ich noch lange fortfahren. Wie wir es all die Jahre hindurch getan haben. Schwer wäre es, etwas ins Programm aufzunehmen, was nicht schon da war. Man ist es gewöhnt: Rückkehr nach Clairefontaine - St. Nikolaus in Clairefontaine - Karneval - Osterferien - Fest des Pater Rektors - Fancy Fair und Schulschluß — endlich. „Alle Jahre wieder!“

So beschlossen wird denn (was man nicht so alles beschließt), dieses Jahr etwas von dieser Tradition abzuweichen. Natürlich können wir nicht einfach die Augen verschließen vor dem, was hier in Clairefontaine geschieht. Aber es muß doch nicht nur solches sein. Übrigens, es würde uns interessieren, Ihre Meinung darüber zu erfahren. Kritik von seiten der Leser ist uns immer willkommen. (Natürlich auch das Lob. Hm!) Unsere Adresse kennen Sie ja: Studentenfunk - École de Clairefontaine - Eischen-Luxemburg.

„STUDENTENFACHAUSDRÜCKE“

Wir geben Ihnen hier einige Ausdrücke (meist von Studenten), wie sie bei uns im Umlauf sind.

bechsen: lernen, sehr intensiv auswendig lernen

büffelen: siehe „bechsen“

bulo: schlechte Note, Null
dégueulasse (s'pricht déclassé): abscheulich, ekelhaft
dréchen: trocken, z.B. bei einem Witz, wo man sich zum Lachen zwingen muß (auch „sec“)
haut mâchen ech duerch: heute werde ich bis spät in die Nacht hinein lernen
du kanns mech gär hun: rutsch mir den Buckel hinunter, mach, daß du wegstommst
do sin ech ewech gefuer: in diesem Examen habe ich keine Genügend
du kucks dran we' eng frösch gebäcke Bir: machst ein Gesicht, als wüßtest du nicht, was los ist
grand (franz. Ausspr.): gro'ss, immense, pyramidal: fantastisch, prächtig, groß, unermesslich
ké Gésch, keng Kravatt: verrückt, bei dem ist eine Schraube locker.

(Fortsetzung folgt)

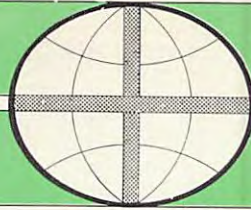
AUS DEM KALENDER

Eines dieser Ereignisse, die wir nicht übersehen können, war unser Rallye Surprise Pedestre am 15. Oktober. Die Tertia war schon einen ganzen Monat im voraus in Feuer und Flamme gewesen. Sie organisierte das Ganze. Einladungen wurden verschickt, Preise gekauft, „Mettwurst“ für den „Bulli“ bestellt, viele Fragen gesucht und ein langer Weg gewählt. Daß unsere Gruppe, als wir endlich ankamen, schon mindestens 21 km anstatt der 12 herunterhatte, ist weiter nicht schlimm. Denn wie heißt es doch so schön: Gewinnen ist nichts, mitmachen ist alles (oder so ähnlich). Und dafür durfte man nun 45 Fr. bezahlen. — So war es denn auch kein Wunder, daß manche Gruppen über 2 Stunden Verspätung hatten. Wir hätten auf ein Haar schon gleich den ersten Posten verfehlt. Da konnte man durch fast meterhohes Laubwerk schlendern oder frischen Sand in den Schuhen mit nach Hause nehmen, „importé de Clairefontaine“. Aber trotzdem hatten wir viel Spaß gehabt. „Peractum est“ (Es ist vorbei, das hätten wir geschafft), seufzte einer der wackeren Fußgänger, als er mit einem Schluck seine Bierflasche hinuntergeschüt-

tet hatte (Wohl bekomm's), ich wollte sagen, seine Flasche Bier. Deshalb: Hut ab vor den Gewinnern! Sieben Hauptpreise waren in Aussicht gestellt, und alle andern erhielten eine Flasche Wein. Obwohl unsere Marscher sich die Füße wund gelaufen hatten, wagten sie es anschließend doch noch, das Tanzbein zu schwingen.

Hier die Liste der Gewinner:

1. Coupe und Sekt: Hess M., Graf N., Kaiser E., Heftrich R.
2. Coupe: Gruppe Kohl und Co (leider wissen wir nicht mehr, wer noch dazugehört).
3. Kaninchen: Gras E., Flies P. und Suzette, Schneider M.
4. Corbeille: Scholtes G. + R. + Milly + Frast M.
5. Corbeille: Fischer G., Arent L., Fischbach R., Juchem Cl. + G.
6. Corbeille: Bourg J. M. + Eliane, Heftrich Adeline, Schaus Mariette, Engeldinger M.
7. Corbeille: Meunier, Girrens, Feyder, Wolter J., Kox J.



AUS

WELT UND MISSION

AUFNAHME „STÄNDIGER DIAKONE“

Die Salesianer-Kongregation Don Boscos hat innerhalb ihres Ordens den ständigen Diakonat eingeführt. Die Notwendigkeit der Aufnahme und Ausbildung „ständiger Diakone“ begründet die Ordensleitung damit, daß für die 665 Pfarreien und 318 Missionsstationen, die von Salesianern in aller Welt betreut werden, nicht genügend Priester zur Verfügung stehen.

NEUE SCHULEN IN TANSANIA

Der Erziehungsminister von Tansania (Afrika) hat die beiden großen christlichen Kirchen dringend gebeten, wieder eigene neue Schulen im Land einzurichten. Es fehle vor allem an weiterführenden Schulen. Das habe zur Folge, daß ein Großteil der Jugend ohne angemessene Ausbildung bleibe. Die Regierung

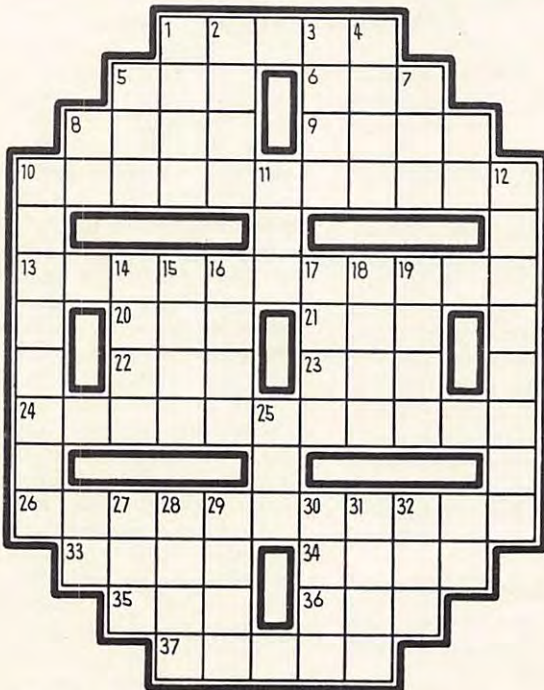
Tansanias war bisher bestrebt, Schulen privater Träger in staatlichen Besitz überzuführen.

BIBEL

IN 1 473 SPRACHEN ÜBERSETZT

Das meistübersetzte Buch der Welt ist die Bibel. Wie die Washingtoner Geographische Gesellschaft in einer vor kurzem veröffentlichten kulturgeographischen Untersuchung ermittelt hat, ist die Heilige Schrift bis zum Jahre 1972 in 1473 Sprachen und Dialekte übersetzt worden. Weitere 500 Fassungen, heißt es in der Untersuchung, seien im Entstehen begriffen. Die zeitraubendste Übersetzung, so hat die Nationale Geographische Gesellschaft ermittelt, stellte die Übertragung der Schriften des Alten und Neuen Testaments in die südwestafrikanische Nama-Sprache dar. Missionare begannen hiermit im Jahre 1825; abgeschlossen wurden die Arbeiten erst 1967.

Rätsel



Ein guter Käse kommt aus Drei

Waagerecht: 1. Griechische Unterwelt in der Göttersage, 5. man soll das

Kind nicht mit dem . . . ausschütten, 6. Abkürzung: Deutsches Reisebüro, 8. der Unzufriedene rümpft sie, 9. ein Gott in

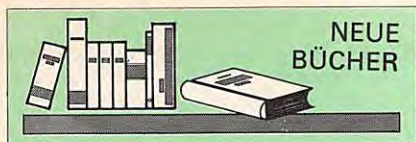
Stiergestalt, 10. säurereiche Wiesen- und Küchenpflanze, 13. Verhältniszahl, 20. Abschiedsgruß, 21. Trockenfutter, 22. mundartlich: Felsen, 23. Gruppe der Rätischen Alpen, 24. durchscheinendes Bild, 26. schlaue Berechnung, Durchtriebenheit, 33. das Sinnbild geistigen Rittertums, 34. Wut auf französisch, 35. zu Ende, 36. lateinisch: zwei, 37. Naturerscheinung und Sinnbild für Verschleierung.

Senkrecht: 1. Viele Hunde sind sein Tod, 2. hier fließt Blut, 3. Stadt in Holland, 4. in Bayern häufiger Männername, 5. legt sich der Fuchs an, 7. Küstengebirge in Marokko, 8. Zeichen für Natrium, 10. wird zum Pökeln und Düngen verwendet, 11. orientalischer Männername, 12. Ergebnis, 14. festliche Kleidung, 15. Stadt in Arabien, 16. Getreideart, 17. Frauennamen, 18. Gebieter, 19. Schlamm- und Schuttstrom an Gebirgshängen, 25. griechischer Waldgott, 27. italienische Anrede für Ordensbruder, 28. römischer Feld- und Waldgott, 29. Frauennamen, 30. Planet, 31. Mund der Tiere, 32. lateinisch: ich.

Auflösung „Meister Lampe“:

Waagerecht: 1. Serbien, 6. Pola, 7. Ring, 10. Arber, 13. Aron, 15. Elle, 17. Reh, 18. rue, 20. Ade, 21. Rhodium, 22. Ehe, 24. Ton, 25. pro, 27. Sana, 29. Reis, 30. Kerbe, 33. Bonn, 34. Oise, 35. Cézanne.

Senkrecht: 2. Elan, 3. rar, 4. Ire, 5. Eire, 6. Pore, 8. Gold, 9. Farnese, 11. Boudoir, 12. Seerose, 14. Ohren, 16. Lampe, 18. Rot, 19. ein, 23. halb, 26. Rite, 28. Akne, 29. rein, 31. Enz, 32. Bon.



RELIGIÖSES LEBEN

Ambrosius Karf Ruf: Sünde — was ist das? 148 S., kart. 225 Fr. Kösel-Verlag, München.

Das Verständnis der Sünde ist heute zu einem Hauptproblem für das praktische Glaubensleben geworden. Die überkommenen Vorstellungsbilder stoßen zusehends auf Kritik, und es scheint, daß nach einer Zeit der Überbetonung nun eine Epoche folgt, die durch eine gefährliche Verflachung der Vorstellung von der Sünde gekennzeichnet ist. Sünde ist ein Zentralbegriff der Offenbarung, der immer wieder neu entdeckt und im Hinblick auf den Verstehenshorizont des konkret lebenden Menschen überdacht werden muß. Dazu will dieses Buch verhelfen.

Heinrich Spaemann: Wege ins Beten. Meditation und Gespräch. 88 S., kart. 120 Fr. Kösel-Verlag, München.

Dieses Buch geht zunächst einigen Wegen ins Beten nach, wie der Geschichte der Emmausjünger, des äthiopischen Kämmerers, des Zachäus. Weiter geht es auf spezifische Schwierigkeiten heutiger Menschen mit dem tradierten Beten ein. Der Frage nach der Daseinsberechtigung alter Gebetsformen und bestimmter Gebetszeiten wird nicht ausgewichen. Praktische Beispiele und Hinweise schließen das Buch ab.

Heribert Arens: Die Predigt als Lernprozeß. 176 S., kart. 225 Fr. Kösel-Verlag, München.

In einer mündig gewordenen Welt ist der Hörer nicht mehr bereit, die theologische Verkündigung des Predigers fraglos hinzunehmen. Er konfrontiert sie mit seiner Situation, beurteilt sie nach ihrem Informationswert. Nicht selten sind schlechte Predigten für Kirchenbesucher Grund, die Kirche zu wechseln oder gar zu meiden. Dem Bemühen um eine zeitgemäße Verkündigung bietet sich dieses Buch als eine echte Arbeitsgrundlage an.

Hugo Aufderbeck: Das gemeinsame Werk. Gedanken über Bischof, Priesterschaft und Gemeinde. 128 S., 147 Fr. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg.

Der Autor dieses Buches, Weihbischof in Erfurt, zeigt darin, wie er sich ein bewußt christliches Leben innerhalb der Kirche denkt. Das Werk, das getan werden muß, ist ein gemeinsames Werk, an dem alle in ihrer Weise einmütig zusammenarbeiten sollen. Der Wille zur Zusammenarbeit verbindet Bischof, Priester, Ordensleute und Weltchristen, knüpft Querverbindungen von Gemeinde zu Gemeinde in Form der pastoralen Kooperation, weckt die Mitverantwortung und schafft Möglichkeiten zu konkreten

Werken der Diakonie, des Apostolates und der Mission.

Dieter R. Tröndle: Was tun im Pfarrgemeinderat? 80 S., kart. 102 Fr. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg.

Keine produktive Arbeit im Team kann ohne Planung auskommen. Die Gemeinde sollte ein gewisses Konzept erstellen, was überhaupt in einer absehbaren Zeit erreicht werden soll. Der Autor dieses Bandes, selbst aktiv in der Familien-seelsorge tätig, gliedert den vielseitigen Aufgabenkatalog in 16 verschiedene Sachbereiche, für die er jeweils kurz und knapp vielseitige, notwendige und vor allem praktisch durchführbare Aufgaben nennt. Ein ungewöhnlich hilfreiches Buch.

Zur Feier der Kindertaufe. Handreichung für Eltern, Paten und Gemeinde. Zugest. von Gerd J. Maurer. 16 S., brosch. 14 Fr., ab 20 Ex. 12 Fr., ab 50 Ex. 10 Fr. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg.

Dieses Heft erklärt in knappster Form den Sinn der einzelnen Handlungen des neuen Taufritus. Die von Eltern und Paten zu sprechenden Texte sind fettgedruckt, so daß es zugleich eine wertvolle praktische Hilfe zur sinnvollen Gestaltung der Tauffeier ist.

SCHOTT-MESSBUCH

Die neuen Wochentags-Lesungen, Teil 4. 624 S., geb. 120 Fr. Verlag Herder, Freiburg im Br.

Mit diesem Buch sind im Rahmen des Schott-Meßbuchs alle Schriftlesungen für die Wochentage der Lesejahre I und II erschienen. Sie werden nicht nur den Besuchern der Werktagsgottesdienste unentbehrlich sein, sondern bieten darüber hinaus wertvolle Meditations- und Gebetsanregungen für jeden Tag, vor allem durch die auf das jeweilige Evangelium folgende kurze Lesung aus dem religiösen Schrifttum der Gegenwart.

KALENDER

Pauluskalender 1973. Abreißkalender mit Rückwand 73 Fr., Abreißblock allein 68 Fr., Buchform broschiert 63 Fr. Paulusverlag, Fribourg.

Der Pauluskalender bietet für jeden Tag eine kurze besinnliche Lesung aus dem christlichen Schrifttum, vor allem der Gegenwart. Man staunt immer wieder über die Fülle gutgewählter Texte. Für wenige Minuten der Stille und Verinnerlichung etwas vom besten, was es im deutschen Sprachraum gibt.

Reimmichls Volkskalender 1973. 52. Jahrgang, 184 S., 105 Fotos und Illustrationen, 1 mehrfarbiges Kunstdruckbild, kart. 70 Fr. Tyrolia-Verlag, Innsbruck; für Deutschland: Echter-Verlag, Würzburg.

Frisch und fröhlich wie eh und je lädt Reimmichls Volkskalender 1973 zum Anschauen, Lesen und Lachen ein. Der Leitartikel „Einheit in Liebe“ erläutert das weltweite Anliegen der Lombardi-

Bewegung zur Erneuerung der Kirche in der Gemeinschaft. Daneben bietet der Kalender Wissenswertes und Aktuelles, eine vermehrte Bildausstattung und natürlich viel frohe Unterhaltung für jung und alt.

FREIZEIT UND HOBBY

Jaroslav Bauer/Frantisek Tvrz: Der Kosmos-Mineralienführer. Mineralien - Gesteine - Edelsteine. Ein Bestimmungsbuch mit 576 Farbfotos auf 72 Tafeln, 216 S., 10 Strichzeichnungen. Kart. lam. 252 Fr., gebunden 297 Franken. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Hier liegt endlich das Bestimmungsbuch vor, auf das alle Liebhaber und Sammler schöner Steine lange gewartet haben. 560 Mineralien, Edelsteine und Gesteine sind in strahlenden Farben naturgetreu wiedergegeben. Der systematische Aufbau des Buches ermöglicht jedem eine sichere und schnelle Bestimmung seiner Funde. Knappe einleitende Texte zu den drei Hauptabschnitten Minerale, Edelsteine und Gesteine behandeln Aufbau, Entstehung, Aussehen, Ausbildung, physikalische und chemische Eigenschaften. Der Leser erfährt, wie man Minerale bestimmt, sammelt, welche Hilfsmittel man dazu benötigt usw.

ZEITSCHRIFTEN

Erdkreis. 22. Jahrgang, Heft 10, Oktober 1972. Einzelheft 39 Fr., im Abonnement 32 Fr. Die Bildermonatsschrift im Echter-Verlag, Würzburg.

Inhalt: Robert Hotz: Sowjetische Impressionen - Max Rößler: Bücher als Schicksal - Hans Dieter Schmidt: Meine Blume / Östliche Landschaft - Rosmarie Thümminger: Puffer aus Eisen, Räder aus Stahl - Franz Braumann: Der letzte Gulden.

Kosmos. Bild unserer Welt. 68. Jahrgang, Heft 11. November 1972. Einzelheft 24 Fr., Jahresabonnement (mit 4 Buchbeigaben) 405 Fr. Die Zeitschrift der Kosmos-Gesellschaft der Naturfreunde, Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Der Kosmos ist aktuell, lebendig und jedermann verständlich, berichtet regelmäßig aus den Gebieten der Biologie, Tier- und Pflanzenkunde, Astronomie, Chemie, Physik, Geologie, Geographie, Länder- und Völkerkunde, Vor- und Frühgeschichte. Jedes Heft ist reich illustriert. Durch die Bestellung eines Jahresabonnements kann jeder Mitglied des «Kosmos» werden. Die Lieferung der jeweils neuen Bände der «Kosmos»-Bibliothek ist für Mitglieder im Abonnementspreis eingeschlossen.

ROMANE UND BERICHTE

Marie-Louise Fischer: Undine, das geheimnisvolle Mädchen. Roman. 400 S., 248 Fr. Schweizer Verlagshaus, Zürich.

Auf einer kleinen nordfriesischen Insel wächst die hübsche Undine heran, die

der alte Leuchtturmwächter Carstens in einer stürmischen Nacht den Fluten entrissen hat. Von den Inselbewohnern jedoch wird Undine wegen ihrer dunklen Augen, ihrer pechschwarzen Haare nicht als eine der Ihren angenommen; sie bleibt eine Fremde, der man mit Haß und Mißtrauen begegnet. Damit nimmt ein typischer Fall von Hexenwahn aus neuester Zeit seinen Anfang, gegen ein wehrloses Mädchen, das sich vergeblich nach Liebe und Geborgenheit sehnt — bis die geheimnisvollen Vorgänge über ihre Herkunft überraschend geklärt werden und sich Undine die Achtung und Liebe ihrer Umgebung erwirbt.

Richard Vasquez: Chicanos. Roman über das Lieben und Leiden der USA-Mexikaner. 368 S., 273 Fr. Schweizer Verlagshaus, Zürich.

Bildnachweis

Titelbild, S. 294 P. Jos. Adam; 4. Deckel-
seite, S. 299, 300, 301 (2), 302, 303 (1,
2, 3), 304 Michel Audrain; S. 290, 292 (2),
308, 309 American Embassy, Bonn; S.
291 Riemenschneider; S. 292 (1) 293,
298 (2) Otto Walter; S. 295, 297 Inter
Naciones, Bonn; S. 296 Presse- und
Informationsamt der Bundesregierung,
Bonn; S. 298 (1+3), 301 (1) Ernst Dobl-
hofer; S. 303 (4) Yan; S. 305, 306, 310,
312 Archiv Clairefontaine; S. 307 Mu-
seum Kairo; S. 311 (1) Fey Frères, Luxbg.;
S. 311 (2) Noville; S. 313, 314 Pierre
Hilden.

Die Chicanos sind eine kleine Minder-
heit in einem großen Land, weniger be-
kannt als die Neger oder die Puerto-
rikaner. Dieser Roman erzählt ihre Ge-
schichte anhand der Familie Sandoval,
die aus einem kleinen armseligen Dorf
Mexikos in die Staaten flüchtet. In Kali-
fornien arbeiten sie sich allmählich zu
einem gewissen Wohlstand empor. Die
weiße Gesellschaft duldet die Chicanos
nur widerwillig an ihrem Rande: ständi-
ger Diskriminierung ausgesetzt, unwei-
send und hilflos, verstricken sich darum
viele in die Netze von Prostitution, Ver-
brechen und Rauschgifthandel.

Walter Jost: Rufzeichen: HAIFA. Ein
Passagier erlebt die Entführung der
Swissair DC-8 „Nidwalden“ und als
Geisel den Krieg der Fedayin. 320 S.
inkl. 16 S. Fotos, 248 Fr. Schweizer
Verlagshaus, Zürich.

Die ganze Welt hielt den Atem an, als
im September 1970 die „Volksfront für
die Befreiung Palästinas“ vier Flugzeuge
in ihre Gewalt brachte und drei davon
zur Landung auf einem improvisierten
Flugfeld in der jordanischen Wüste
zwang. Der Autor dieses Berichtes war
einer der Passagiere der DC-8 der
Swissair, die am 6. 9. 1970 statt in New
York auf dem Gaza-Streifen 50 km von
Amman entfernt landete. Als eine der
über 400 Geiseln, die — Jost war als
Delegierter der PTT-Betriebe im Besitz
eines Diplomatenpasses — den Fedayin
als besonders wertvoll erschien, erlebte
er die bisher größte Entführungsaktion
in der Geschichte der Zivilluftfahrt aus
beklemmender Nähe mit.

BESINNLICHES UND HEITERES

**Günter Höver SJ: Da riecht's nach Je-
suitenpulver.** Geschichten aus der
Geschichte des Jesuitenordens. 96 S.,
engl. Brosch. 192 Fr. Verlag Josef
Knecht, Frankfurt/M.

Seit der Gründung ihres Ordens sind
die Jesuiten von Geheimnissen unwit-
tert, wie ein Geheimbund, dem man nicht
auf die Schliche kommt. Im Jahre 1773
ist der Orden vom Papst und von katho-
lischen Majestäten aufgelöst worden.
Doch nach 41 Jahren waren sie wieder da
und sind es heute noch. Sie können jetzt
ihre 200jährige Vernichtungsjubiläum fei-
ern. Aus diesem Anlaß erschienen diese
amüsanten Anekdoten und Geschichten
aus der Geschichte des Ordens: ein
buntes, mit lustigen Zeichnungen ge-
schmücktes Bild.

**Ernst Schnydrig: Warum, warum bist du
nicht Susja gewesen?** Mit Holzschnit-
ten von Robert Wyss. 52 S., jap. Hef-
tung, 147 Fr. Verlag Josef Knecht,
Frankfurt/M.

Wer ein guter Mensch sein will, soll
nicht einen anderen kopieren, sondern
auf seine eigene Art gut sein. Dieses
Motiv geht durch alle Geschichten des
vorliegenden Bändchens. Ernst Schny-
drig, der Weltreisende in Menschen-
liebe, ist vielen Menschen begegnet.
Der Hintergrund der „großen Welt“ bleibt
dabei außer Betracht. Er sucht lieber die
Begegnung mit dem Elend der Welt, den
Alten, den Armseligen, den hungernden
Kindern. Was er da sucht und findet?
Die Liebe und Güte in den Menschen,
zu den Menschen.

HEIMAT + MISSION

46. Jahrgang — Dezember 1972

Herausgeber: die Herz-Jesu-Priester
von Clairefontaine

Redaktion und Layout: Hilden Pierre

Anschrift für Verlag und Redaktion:
Heimat und Mission,
Clairefontaine (Eischen),
Luxemburg

Druck: St.-Paulus-Druckerei, A. G.
Luxemburg

Jahresabonnement: für Luxemburg
und Belgien 120 Fr., für Frankreich
15 NF., für Deutschland 10 DM

Telephon-Nummern:
für Luxemburg
08-2 46 49 oder 08-2 22 44

für Belgien
063-2 46 49 oder 063-2 22 44

Überweisungen an
ÉCOLE APOSTOLIQUE
CLAIREFONTAINE

Postscheckkonten: 137 59 Luxem-
burg oder 955 89 Brüssel

Mit kirchlicher Druckerlaubnis

HEIMAT UND MISSION

Hefte folgender Themen sind
noch lieferbar:

Über alles die Liebe — Lateiname-
rika — Sängerknaben — Mutter —
Das Heilige Land — Heimat — Fa-
milie — Altes Testament — Neues
Testament — Weltmission —
Glaube und Aberglaube — Unser
Gott — Mutter und Trösterin —
Sonntag — Autorität — Ehrfurcht
vor dem Leben — Dein Körper —
Eigentum — Wahrheit — Ordens-
beruf — Berufswahl — Holzhand-
werke — Sozialberufe — Metall-
handwerke — Bauberufe — Land-
wirtschaftsberufe — Lebensmittel-
handwerke — Lehrberufe — Mas-
senmedien — Altern — Krankheit
und Leid — Tod und Auferstehung
— Der Friede — Die Weltreligio-
nen — Humor und Frohsinn —

Flüchtlingsproblem — Hunger in
der Welt — Jugend und Kontesta-
tion — Die überforderte Frau —
Entwicklungsländer — Die Geburt
— Die Zeit — Das Leben — Die
alleinstehende Frau — Schicksal
behinderter Menschen — Um-
weltschutz — Schönes Luxemburg
— Pause — Hände, die reden —
Kriminalität — Die Presse —
Glocken und Orgeln — Spiritismus
— Das «Dritte Leben» — Die
Fremdarbeiter — Tierwelt im
Kleinen — Reisen, früher und
heute — Soziale Sicherheit —
Geld — Junge Kirche im Zaïre

Preis pro Heft 12 Fr. Zu beziehen
durch den Verlag Heimat und
Mission, Clairefontaine.

Wir gedenken unserer lieben Verstorbenen im Gebete

Ahn: Mme Vve Henri Duhr; **Alzingen:** Mme Vve Pierre Barthel; **Arsdorf:** Nic. Strotz; **Asselborn:** Jean-Pierre Barnich, Mme Vve Michel Cannels; **Basbellain:** Mme Vve Michel Jacobs, Mme Cath. Schiltges; **Baschorage:** Mme Vve Jean Mosar, Mme Erny Schweitzer; **Bavigne:** Anne-Catherine Sassel; **Beaufort:** Ernest Bamberg; **Bech/Consdorf:** Jean-Jacques Thielen; **Bech-Kleinmacher:** Léon Schumacher; **Beidweiler:** Mlle Catherine Sauber; **Beiler:** Jean Faber; **Berbourg:** Mathias Schram, Bernard Bastian; **Berchem:** Henri Ruppert; **Berdorf:** Mme Yvonne Kayser; **Bereidange:** Mme Marcel Langers, Léonard Schmitz, Jos. Hennes; **Bertrange:** Julien Hoffmann, Jules Lorang; **Bettborn:** Jacques Janssen, Mme Vve Eugène Weber; **Bettel:** François Meder; **Bettembourg:** Félix Ney, Nic. Schmit, Mme Vve Emile Bicheler, Mme Vve René Wagner, Mme Vve Jean Peters, Mme Vve Nic. Schmitt, Mme Jean Marteling, Yvon Meyer, Michel Erpelding, Mme Suzanne Steffen, Mathias Kimmel, Nic. Wagner; **Bettendorf:** Mme Vve J. P. Tholl, Jos. Gelhausen, J. P. Richard; **Bigonville:** Antoine Raas; **Bissen:** Julien Feith, Mme Vve Théod. Reuland, Mathias Stoffel; **Bivange:** Nic. Polfer; **Biwisch:** François Luxen; **Bofferdange:** Aug. Lamesch, Mme Pierre Echternach; **Bourglinstar:** Nic. Altman; **Bourscheid:** Mme Vve Jean Diener; **Bous/Remich:** François de Waha; **Brandenburg:** Nicolas Molitor; **Breidfeld:** Mme Georges Patz; **Breidweiler:** Alphonse Hoffmann; **Bridel:** Mme Vve Pierre Guillaume, Henri Muller; **Canach:** Jos. Kail; **Cap:** Mme Vve Nic. Fournel; **Clemency:** Prosper Welu; **Clervaux:** J. P. Wilmes; **Consdorf:** Pierre Schmit, Arnold Halsdorf; **Cruchten:** Camille Buchler; **Dahl:** Théophile Lanners, Mlle Suzanne Schmitz; **Dahlem:** Marcel Bourg; **Dalheim:** Mlle Barbe Raach; **Diekirch:** Nicolas Simon, Théodore Gaul, Mme Vve Georges Mayer; **Differdange:** M. l'abbé Michel Michaelis, Pierre Mosar, Mme Vve Albert Raas; **Dippach:** Nicolas Berens; **Doennange:** Mlle Lily Kayser; **Doncols:** Nic. Schroeder; **Drauffelt:** Mme Marg. Tholl; **Drinklange:** Nic. Schmitz; **Dudelange:** Mme Mathias Gaasch, Mme Gustave Lantz, J. B. Stoffel, Jean Thies, Jacques Hoffmann, Aug. Barthels, Mme Vve Antoine Fellerich, Mme Vve Nic. Marso, Mme Pierre Rausch; **Düsseldorf:** R. Sr. Hiltrudis Dhur; **Echternach:** Josy Schiltz, Mme Antoine Gierten, Mme Pierre Krufft, Mme Jean Röllinger; **Ehnen:** Mme Jos. Wagner; **Eischen:** Albert Majerus, Mme Math. Weyland, J. P. Ney, Mlle Christine Tibor; **Ell:** Mme Vve J. P. Coljon, Mme Vve Jos. Schlesser; **Ernst:** Mlle Cath. Hoffmann; **Erpeldange/Ettelbruck:** Mme Vve Christophe Fretz, Mme Fr. Bernardy, Mme Vve Antoine Reef; **Erpeldange/Remich:** Jean Schmit; **Esch-sur-Alzette:** Mme Léon Flammang, Nic. Köhnen, Guillaume Belche, Mme Vve François Schroeder, M. l'abbé Michel Jacobs, Mme François Heyar, Mlle Marguerite Origer, François Thielen, Nic. Freylinger, Mme Vve Ant. Kieffer, Mme Aloyse Keiser, Albert Feller, François Even, Mme Vve Math. Meyer, Mlle Louise Wegener, Mlle Hélène Reding, Ernest Scholtes; **Ettelbruck:** J. B. Diederich, Camille Hensel, Mme Nic. Arendt, Mme Cley Berg, Edouard Ludvig, R. Sr. Monika Schaus, Mme Pierre Comes, Patzi et Ria Ruppert, Christophe Schneider; **Everlange:** Mme Vve J. P. Kleer; **Fingig:** Mme Mathias Kauth; **Fischbach/Mersch:** Marcel Koedinger; **Gilsdorf:** Mme Martin Hoffmann; **Goebblange:** Pierre Weyland; **Goesdorf:** Mme Vve Henri Michels, Mme Grégoire Theis; **Gonderange:** Mme Fr. Jacobs; **Gosseldange:** Isidore Mergen; **Gostingen:** Mme Nic. Gonderinger; **Graulinstar:** Mme Vve Michel Weyrich; **Greisch:** Mme Théophile Schroeder; **Grevenmacher:** Nic. Braun, Mme Jos. Weyer, Mme Jean Loos, Bernard Hoffmann; **Grosbous:** Nic. Neu; **Hachiville:** Mme Théod. Hamus; **Harlange:** Jos. Thill; **Heiderscheid:** Mme Jérôme Eschette; **Heinerscheid:** Mme Vve Georges Simon; **Heisdorf:** R. Sr. Félicie Foeteler, Denis Hieronimy; **Helmdange:** Fernand Schmit; **Hesperange:** Fernand Moyen; **Hinkel:** Nic. Thinnès; **Hobscheid:** Jean Weyland; **Hoesdorf:** Jean Schuller; **Hoffelt:** Paul Thommes; **Hollenfels:** Jacques Bichler, Jos. Kayser; **Holzthum:** Jean Heischbourg; **Hosingen:** Aloyse Oberlinkels, Mme Vve Michel Geiben; **Hovelange:** Jos. Wahl; **Howald:** J. P. Reuter; **Huncherange:** Mme Vve Dom.-Fr. Thurmes; **Hünsdorf:** Mlle Elise Trinke, Mme Jean Lemmer; **Hupperdange:** Joseph Thielen; **Ingelcoarf:** Mme Vve Jean Betz; **Insenborn:** Mlle Anne Thilmay; **Itzig:** Nic. Wester, Mme Vve Léopold Glaesener; **Junglinster:** Robert Comes, Mme Vve Nic. Frisch; **Kayl:** Jean Freis; **Keispelt:** Lucien Kerger; **Kleinbourghoff:** Joseph Kohl; **Knaphoscheid:** Mme Vve Nic. Scheuer; **Koerich:** Edouard Ewert; **Koetschette:** Henri Pütz; **Kopstal:** Mlle Elise Anen; **Lannen:** Egide Mossong; **Larochette:** Henri Muller; **Lellig:** Aloyse Brauch; **Lieler:** Mme Vve Nic. Graf, Hubert Faber; **Lintgen:** Mme Vve Emile Adam, J. P. Wagner; **Lorentzweiler:** Antoine Hippertchen, Jean Wagener; **Luxembourg:** Mme Vve J. B. Winkin, Mme Vve J. P. Künsch.

J. B. Willems, Mme Vve Eug. Fonck, Mme Vve Jacques Schott, Mlle Elise Donkels, J. P. Engeldinger, Mme Nic. Faber, Mme Vve Nicolas Hansen, Mme Jos. Hoffmann, Léon Medernach, J. B. Oestreicher, Mme Math. Rippering, Mme Camille Schlechter, Mme Vve Jos. Weydert, Mme Vve J. P. Weyler, Mme Vve Gustave Wilhelmy, Mme Vve Nic. Brassel, Mme Jean Fell, Jos. Franck, Mlle Agnès Haas, J. P. Holdingier, Michel Kieffer, Benn Lorang, Jos. Mockel, Michel Weis, Mme Vve Jules Barthel, Mme Vve Nic. Bernard, Mme Vve Théophile Carels, Marcel Daufeld, Marcel Goerens, Jos. Frising, Mme Ernest Jentgen, Mme Vve Emile Nickels, Mme Victor Weber, Mme Vve Guill. Goedert, Léon Biver, Mlle Marg. Faltz, Jean Mayer, Victor Muller, Nic.-Léon Reyter, J. P. Trausch, Mlle Marie-Paule Clarens, Mme Vve Victor Frisch, Henri Gaul, Robert Molitor, Théo Kohll, Charles Peter, Mlle Virginie Petry, Pierre Schmitz, Mme Vve Aloyse Schneider, Mme Vve Laurent Biberich, Nic. Diederich, Pierre Schonckert, Mme Vve J. P. Wagener, Nic. Goedert, Jean Bichel, Georges Kettenmeyer, Edouard Kremer, Mme Vve Charles Mayer, J. B. Marx, Mme René Martin, Albert Schmitz, Emile Schumacher, Eug. Beffort, J. P. Decker, Mme Vve Fr. Donnersbach, Jean-Louis Huberty, Mme Vve Jean Koenigsberger, Mme Vve J. P. Kreins, Henri Majerus, Mme Gauthier Moulin, Emile Muller, Pierre Weides, Mlle Jeanne Wirthor, Edouard Welliong, Mme Arthur Colbach, Mlle Marie Christen, Mme Vve Guill. Blaat, Mme Vve Jean Hoffmann, Mme Vve Helmut Koenig, Mme Vve J. P. Langers, Charles Lemogne, Mathias Lorang, Mme Vve Nic. Schmit, Nic. Wagner, Jos. Heintz, Pierre Hentzen, Nic. Pauly, Mme J. P. Proes, Henri Thull, Nic. Thoma, Mme Edouard Thorn, J. B. Stoffel, Jos. Weidert, Mme Nic. Weyrich; **Mamer:** Mme Vve Math. Flener; **Medernach:** Victor Kohl, Nic. Manternach, Mme Math. Schaefer; **Mersch:** M. l'abbé Michel Majerus, Mme Vve J. P. Flammang, Mme Vve Michel Turmes; **Mertert:** Nic. Zimmer; **Mertzigt:** André Monville, Mme Nic. Klapp; **Mondercange:** Aug.-Othon Schmidt, Mlle Marie Bicheler; **Mondorf:** Jean Retter; **Moutfort:** René Raach, Vict. Steffen; **Münschecker:** J. P. Reding; **Munshausen:** J. P. Koepp, Théodore Meyers; **Niedercorn:** Mme Vve Ally Weber, Mme Nic. Feller; **Niederdonven:** Jean Reinert **Noerdange:** Jos. Glesener; **Nommern:** Mlle Barbe Mootz, Mme Vve Jos. Bohler; **Nothum:** Mme Vve Paul Turmes; **Obercorn:** Philippe Bernard **Mme Vve Georges Sauveur;** **Oberfeulen:** Emie Mergen; **Osweler:** Lamb Zeimetz; **Perlé:** Constant Heinen; **Pétange:** Mme Vve Paul Hahn, Alex Klein, Mlle Marguerite Kayser, Charles Heinen, Mme Joseph Haas, Adolphe Genewo, Jean Breser, Grégoire Huberty, Mme Vve Mathias Kieffer; **Platen:** Jean Lallemand; **Pontpierre:** Mlle Marie Kremer; **Pratz:** Mme Vve Pierre Mangan, Mme Vve N. Schroeder, Emile Schaus, Mme Louis Schaus; **Redange-sur-Attert:** J. B. Biberich, Mlle Anne Bissen, Jean Arens; **Reisdorf:** Mme Valentin Wagener, Charles Weydert; **Remerschen:** Mme Vve J. P. Bellwald, J. P. Greffrath, Nic. Kasel, Mme Vve Elisé Devos; **Reuland:** Jean Gilbertz; **Rippweiler:** Mme Vve Jos. Hommel; **Rodange:** Mme Vve Charles Lorgé; **Rodenbourg:** Mme Jean Freimann; **Rospert:** Jean Wenner, Mme Nic. Beffort, Philippe Blasius; **Roullingen:** Henri Karier; **Rumelange:** Mme Vve Jos. Courte, Mme Vve J. P. Schmitz; **Sandweiler:** Mme Vve Henri Theis; **Schandel:** Alfred Sinner; **Scheiden:** Mme Vve Pierre Sabus; **Schengen:** Mme Vve Martin Fiedler; **Schifflange:** Mme Vve J. P. Kremer, Mme Joseph Schneider, Pierre Claus, Pierrrot Breuskun; **Schimpach:** Mme Vve André Wolter; **Schliendermatterscheid:** Mme Vve J. P. Hettinger; **Schroedweiler:** Mlle Marie Conrad; **Schuttange:** Jean Schmit, Mme Vve Ed. Schmit; **Septfontaines:** Jean Arendt; **Soleuvre:** Mme Henri Collard, Mme Vve Eug. Schockmel; **Stadtbredimus:** Mme Vve Jean Schmit; **Steinfort:** Mme Vve Michel Back; **Steinheim:** Jean Palgen; **Steinsel:** Louis Lepage, Nic. Haan; **Stolzembourg:** Edy Mangen, Edouard Nosbusch; **Strassen:** Henri Volles; **Surré:** François Weis; **Syren:** Norbert Hemmen, Mlle Marie Sonntag; **Tarchamps:** Nic. Krier, J. P. Wiltgen; **Tétange:** Pierre Feller, François Gasparini; **Trintange:** Mlle Catherine Hoss, Mlle Célestine Schmit; **Troine:** Mme Michel Hunderscheid; **Troisvierges:** Mlle Marie Eyd, François Luxen; **Walferdange:** Victor Frising, Prosper Bentz; **Wasserbillig:** Michel Junck; **Wecker:** Nic. Pauly, Antoine Eifer; **Weiler/Troisvierges:** Grég. Mathias; **Weiler/Vianden:** Robert Heirns; **Weilerbach:** Jacques Felten; **Weiswampach:** Jean Schaus, Mich. Zenners; **Welfrange:** Mme Jos. Brandenburg; **Wellenstein:** Jean Vesqué; **Welscheid:** Camille Clesen; **Wiltz:** Mme Vve J. P. Balthasar, Mme Michel Deckenbrunnen, Nic. Mailänder, Mme Lucie Schneider, Mme Anne Schmit, Mme Vve Gilles Weis, Michel Meyers, Nic. de la Hamette; **Wilwerdange:** Emile Neumann; **Wintrange:** R. P. Robert Hoffmann; **Wormeldange:** Jos. Mathes.

Liste abgeschlossen am 31. Oktober — Fortsetzung im nächsten Heft.

Wir können nur die Namen der Verstorbenen in die Gedenktafel aufnehmen, die uns von den Angehörigen mitgeteilt werden.

Heidenkinder

Nagem: 1 Heidenkind; **Anonym:** Mélanie, Carine, Michel-Félix-Robert, 20 Heidenkinder (10 Jungen, 10 Mädchen); **Masburg:** Hans-Joachim, Christian-Josef, Maria Magdalena, 1 Heidenkind, Agnes, Maria, Gabriele; **Drinklange:** Claudine, Pia; **Mühlenbach:** Poli, André; **Harlange:** Caecilia; **Pétange:** 3 x Camille; **Kalborn:** Jean, Joseph; **Olingen:** 2 Heidenkinder; **Stockem:** Viviane, Alain, Fernand; **Doennange:** Alain; **Hupperdange:** Félix, Guy, Fränky, Marie-Rose; **Reuler:** 1 Heidenkind; **Hachiville:** Marguerite, Catherine, Maria; **Tadler:** 1 Heidenkind; **Eppeldorf:** Romain, Lucien, Léon; **Lieler:** Marco; **Bavigne:** Catherine, Pierre, Edouard, Raymond; **Simmern:** Marianne, Margue-

rite, Elisabeth, Jean; **Kehlen:** Myriam; **Bigonville:** Jean-Luc, Jean-Marc; **Esch/Alzette:** 2 Heidenkinder; **Niederfeulen:** Jeanne, Georges, Marcelle, Serge, Michel, Pascal; **Dudelange:** Michel, François; **Leiwen:** Michael-Peter; **Noerdange:** Antonius; **Nothum:** Marc; **Eschweiler/Wiltz:** Anne-Marie; **Brachtenbach:** Théo, Marie-Anne; **Noertrange:** Daniel; **Roedgen:** Edmée, Monique, Denise.

Für die Missionen

Walferdange 1 000, 1 000; Boevange/Attart 1 000; Anonym 3 000, 1 000; Drauffelt 100, 500; Hupperdange 1 000, 80, 300; Ursfelt 300; Weicherdange 50; Biwisch 1 000; Hoffelt 20; Rumelange 300; Rollingergrund 500; Bigonville 100;

Knaphoscheid 500; Esch/Alzette 500; Surré 240; Wiltz 80, 500; Liefrange 100; Berlé 220; Eschweiler/Wiltz 130; Oberwampach 140; Niederwampach 150; Tarchamps 100; Dahl 180; Bettendorf 1 000; Mecher/Wiltz 1 840; Kaundorf 30.

Für Priesterberufe

Esch/Alzette 500; Luxembourg 5 000; R. R. Luxembourg 250; Munshausen 200, 280, Troisvierges 220; Fischbach/Clervaux 5 000; Niederfeulen 1 000; Beiler 1 000; Anonym 1 000, 500; Solnez 500; Dahl 660; Wiltz 70.

Für Leprakranke

Anonyme 2 000; Niederfeulen 500.

The background of the entire page is a dense, repeating pattern of Assyrian cuneiform script. The characters are arranged in horizontal rows, creating a textured, stone-like appearance. The script is rendered in a light gray color against a darker gray background.

assyrische keilschrift

DIE ILLUSTRIERTE MONATSSCHRIFT DER HERZ-JESU-PRIESTER CLAIREFONTAINE